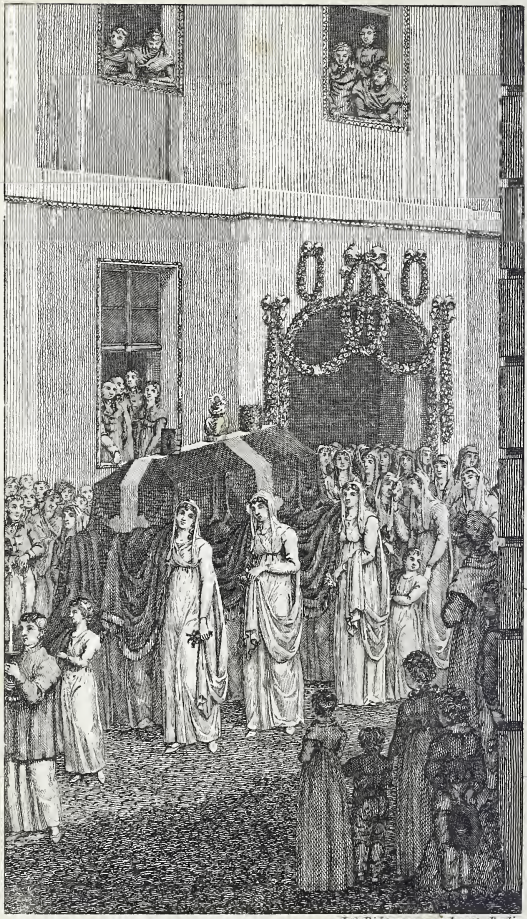
Heinrich Korth.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/abwechselungener21wage



J. C. Richter ges. und geet. Berlin.

Abwechselungen.

Ernsthaft, komisch, rührend, sinnreich, nützlich.

Ein Ersatz

für

Romane.

Zweiter Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Berlin,

in der Buchhandlung des Commerzienraths Matzdorff

1806.

RBR
Jantz
#1318
T.2

Vorrede.

Der entschiedene Beifall, womit die große Lesewelt den ersten Theil dieses Werks aufnahm, ließ den Herausgeber nicht zweifeln, daß die dabei zum Grunde liegende Idee den Wünschen und Bedürfnissen der Leser entspreche, und er ist daher in der fernern Ausführung seines Plans um so sicherer und bestimmter verfahren, so daß er hoffen darf, sein Bestreben, dem Leselustigen ein unterhaltendes und zugleich nützliches Buch mehr in die Hände zu geben, in noch größerem Maße erkannt zu sehen.

Man gebe, indem man dieses Buch durchlieset, auf die regelmäßige Abwechselung seiner Vorstellungen und Gefühle Acht, und sehe, ob man in dieser Hinsicht den Roman vermißt! — Man lese es zu Ende, und sehe, ob man, statt durch den Eindruck eines Romans für die sogenannte kahle Wirklichkeit, in der wir doch nun

einmal existiren müssen, verstimmt zu seyn, und sich in derselben höchst unbehaglich zu fühlen, sich nicht vielmehr mit sich, mit der Welt und mit so manchem Schönen, Nützlichen und Guten in derselben bekannter und zufriedener fühlt! — Man sehe, ob man, statt nach Durchlesung eines Romans die Gesellschaft der Menschen schal und abgeschmackt zu finden, sich nicht vielmehr gedrungen fühlt, ihr zuzueilen, um seine Freude über manches sonst noch nicht Gewußte, seine Gedanken über irgend einen interessanten, sonst noch nicht beachteten Gegenstand, seinen Freunden mitzutheilen, oder durch irgend etwas Komisches, Rührendes ꝛc. aus diesem Buche eine ernste, stille Gesellschaft aufzuheitern, und ihr Stoff zum Gespräch zu geben! —

Bei dem Bewußtseyn eines stets ernsten und festen Willens, hofft der Herausgeber, diesen Zweck wenigstens zum Theil erreicht zu sehen, und wünscht, daß auch seine gelehrten Beurtheiler die hier dargelegte Absicht des Werks nicht übersehen, sondern Wahl und Stellung der Materien nur in Hinsicht auf sie näher beleuchten mögen. —

Inhalt.

1. Ein Geist entreißt Emilie von A. dem Grabe, und führt sie in die Arme ihres Geliebten Seite 1
2. Heimeke und sein Schutzengel; oder: das nenne ich Glück — 14
3. Der schöne Tod — 30
4. Schlüssel zu der allegorischen Idee der Zauberflöte — 31
5. Mittel, der Theurung des Getreides abzuhelfen — 35
6. Der spukende Sarg an der Heerstraße — 50
7. Der funkensprühende Hund beim Hochgericht — 54
8. Die Verdeutlichung — 59
9. Der schöne Leichenzug — 60
10. Aufmunterung zu einem gemeinnützigen Diebstahle — 60
11. Klugheitsregeln zur Verhütung der Einbrüche — 61
12. Pracht des Beilagers Herzog Karl's von Burgund — 64
13. Gute Mutter und Kindesmörderinn in Einer Person — 67
14. Uneigennützigkeit — 67
15. Feine Manier — 68

16. Heilung des tollen Hundsbisses ; Seite 69
17. Spielsucht der Vorzeit im Vergleich mit der jetzigen ; ; ; — 70
18. Der Eisschmaus der Armen ; — 70
19. Artigkeit ; ; ; — 71
20. Verbindliche Störung im Schlafe — 72
21. Kann die Justiz zu vorsichtig seyn? — 72
22. Wachsthum einer Stadt ; — 73
23. Markgraf Kasimir's dogmatisirendes Edikt — 75
24. Kann Wahn jemals wahrhaft beglücken? — 76
25. Der Sackkampf ; ; — 78
26. Wurmkranke ; ; — 80
27. Der unglückliche Scherz ; — 81
28. Die schnelle Reise ; ; — 83
29. Young's Galanterie ; — 83
30. Richelieu's Bejahung einer zweideutigen Frage ; ; ; — 85
31. Abnutzung des Geldes ; — 85
32. Erster Maulbeerbaum in Frankreich — 87
33. Eine merkwürdige Supplik ; — 88
34. Die Regenschirme in London ; — 91
35. Des Ober-Kutscher-Richters Gerechtigkeitspflege zu Paris ; ; — 92
36. Teufel-Austreibungs-Recept ; — 93
37. Sonderbare Geistererscheinung ; — 95
38. Das lange Pferd ; ; — 98
39. Geschwisterliebe ; ; — 98
40. Russische Jagdmusik ; — 99
41. Besondere Heilkraft des Ohrläppchens — 101
42. Lavater ; ; ; — 102
43. Eine sonderbare Hoffnung ; — 104
44. Gefallene Größe ; ; — 105
45. Der falsche Glanz ; ; — 110
46. Tulpenhandel ; ; — 110
47. Die große Militair-Parade in Paris — 111
48. Newton's Werthangabe eines Prisma — 119
49. Tragische Folge des Spiels ; — 120
50. Aeols-Harfe ; ; — 121
51. Zucker aus Milch gewonnen ; — 122
52. Das Criminalgericht in Paris ; — 123
53. Die Aehnlichkeit ; ; — 134
54. Das Kind der Stadt ; ; — 135
55. Das Regiment Schlittschuhläufer in Norwegen ; ; ; — 137

56. Schöne Wirkung des Rosenkranz-Festes Seite 141
57. Wuth der Pest — 141
58. Künstlerfehler gegen die Chronologie — 144
59. Mensch und Unmensch — 145
60. Die bestrafenden Fragen — 146
61. Der Sagobaum — 147
62. Die Ehrenlegion — 148
63. Der Räuber und der Prediger — 153
64. D'Alembert, ein Findelkind — 154
65. Die wohlberechnete Wette — 156
66. Der Untiefen-Messer — 156
67. Begräbniß eines Ritters der Ehrenlegion — 158
68. Der kurze Criminal-Prozeß — 159
69. Hiller aus Wendlingen. Beispiel zur Warnung und Gegenstand des Mitleids — 160
70. Sinnreicher Vogelfang — 173
71. Ameisen-Dünste — 174
72. Ordensvertheilungsfest der Ehrenlegion zu Boulogne — 176
73. Mißverstand — 179
74. Schiffbruch — 179
75. Lucern's Rettung — 186
76. Parmentier's Nahrungs-Pulver — 188
77. Merkwürdigkeiten der Stadt Aachen — 190
78. Drei Dichter in Einer Person — 193
79. Unterschied zwischen Leben und Reisen — 193
80. Die vielfressende Maske — 195
81. Die Kuhpocken schützen auch vor dem Scharlachfieber — 195
82. Baobab, der König unter den Bäumen — 196
83. Wunderbare Täuschung durch einen Traum — 205
84. Bruce's Gefahren und Ungemach auf der Reise in Afrika — 206
85. Montesquieu und Chesterfield — 216
86. Ernährung, Empfindung und Bewegung des Menschen — 218
87. Bendish, das psychologische Räthsel — 237
88. Sonderbare Definition des Despotismus — 243
89. Wirkung der Rache und des Fanatismus — 244
90. Scharfsinniger Widerspruch — 245
91. Wie soll man sich gegen Ehrsüchtige benehmen? — 246
92. Negern-Achtung für die Todten — 249
93. Ein Geist, der mit Branntwein handelt — 250

94. Die Ueberraschung ; ; Seite 251
95. Verdiente Beschämung vorwitziger Jünglinge ; ; ; — 253
96. Mahagoniholz ; ; — 255
97. v. Rambouillet und Precy — Oder: Können die Seelen der Abgeschiedenen den Lebenden auf dieser Erde wieder erscheinen? ; ; ; — 257
98. Der unerwartete Besuch ; — 268
99. Mutterzärtlichkeit ; ; — 269
100. Friedrichs, des Einzigen, zweideutige Verwunderung ; — 269
101. Hat die Religiosität in unsern Tagen wirklich abgenommen? ; — 270
102. Macht des Jugend-Vorurtheils — 273
103. Vier ganz eigene Grabschriften — 274
104. Dreifache Jubelhochzeit dreier Brüder in Vavincourt ; ; — 278
105. Aurora in der Tabaks-Wolke — 279
106. Die Kupferstecherkunst ; — 280

1) Ein Geist entreißt Emilie von A. dem Grabe, und führt sie in die Arme ihres Geliebten.

Die Hand Emiliens von A. d. j., eines liebenswürdigen Fräuleins, war von ihrem Vater einem Herrn von Z — sar zugesagt. Ihre Neigung stimmte aber mit dem väterlichen Willen nicht überein; denn sie hatte schon längst ihr Herz an einen andern jungen Mann verschenkt, an welchem der Vater weiter nichts auszusetzen wußte, als daß er seinem Namen nicht das vielbedeutende Wörtchen „von" vorsetzen konnte.

Der alte Herr von A. . war ein allgemein geschätzter, achtungswürdiger Mann, der seinem Vaterlande manches theure Opfer gebracht hatte. Nur Ein Fehler verdunkelte viele glänzende Eigenschaften an ihm — ein unüberwindlicher Eigensinn,

der keine Gränzen kannte. Nichts in der Welt hätte ihn vermogt, von einem, einmal gefaßten, Entschlusse abzustehn, und eher hätte die Welt untergehen mögen, als er seinem Worte untreu werden. Schon vieles hatte ihm dieser Starrsinn gekostet. Die Gunst seines Fürsten, die Freundschaft vieler bedeutenden Männer und die Hand eines zärtlich geliebten Weibes hatte er dadurch verscherzt, den frühzeitigen Tod seiner ältesten Tochter, die er zu einer Ehe zwang, hatte er dadurch veranlaßt.

Einen auffallenden Beweis hiervon giebt auch die nachfolgende Begebenheit: Umsonst verschwendete seine unglückliche Tochter Emilie Worte und Thränen, vergebens stellte sie ihm vor, daß das Loos ihrer unlängst verblichenen Schwester auch ihr — seinem einzigen übrigen Kinde — zu Theil werden, daß auch ihr der Gram bald das Herz brechen würde. Umsonst war es, daß selbst der alte Z . ., gerührt durch die Leiden des Fräuleins, ihn seines Wortes entließ und seine Bitten mit den ihrigen vereinte. Umsonst! an diesem Felsenherzen glitt alles ab.

„Besser todt, als ungehorsam," war alles, was er der Tochter erwiderte, und die ernste Frage an den Herrn von Z . ., ob ihn etwa sein Versprechen gereue, ob er sein Wort brechen wolle, verschloß dem Edelmanne den Mund.

Der Tag zu der öffentlichen Verbindung wurde angesetzt, und bei dem Erguß der heißesten Thränen des Fräuleins brach er an. Mit ihm erschienen die gebetenen Hochzeitsgäste und der Prediger. Wie ein Opferlamm geschmückt, leichenblaß und mit erloschenen Augen, aber mit himmlischer Gelassenheit, wankte Emilie an dem Arme ihres Bräutigams hin zu dem Saale, wo sie das fürchterliche Jawort aussprechen sollte. Bei ihrer gegenwärtigen Stimmung machten die Worte ihres Führers: „Nur Muth gefaßt, meine Gnädige, die Comödie ist noch nicht aus!" wenig Eindruck auf sie.

Alles war zu der feierlichen Zeremonie bereit, und man erwartete nur den Vater der Braut, um sie zu beginnen. Endlich eröffnete sich sein Zimmer und es erschien — der Kammerdiener des gnädigen Herrn, welcher der Versammlung ankündigte, daß die Trauung, einer plötzlichen Unpäßlichkeit des Brautvaters wegen, ausgesetzt werden müßte. Zugleich ersuchte er das Brautpaar und den alten Herrn von Z . ., den Vater des Bräutigams, ihm in das Zimmer seines Herrn zu folgen.

Die drei Eingeladenen folgten diesem Rufe unverzüglich. Sie fanden hier den alten Herrn in seinem Bette sehr matt und leichenblaß. Er faßte die Hand des Fräuleins und betrachtete sie eine

Zeit lang mit zärtlichen Blicken. „Meine liebe, liebe Tochter," hub er mit schwacher Stimme an, „kannst du deinem harten Vater den tödtlichen Kummer verzeihen, den er dir gemacht hat?" „Und du, alter Freund, ist es noch dein Ernst, mich meines Wortes zu entlassen?"

Heiße Thränen und eine kindliche Umarmung waren die Antwort der Tochter, ein herzlicher Händedruck alles, was der Freund erwiderte. Der Bräutigam machte zwar einige Einwendungen; allein das Bitten des Kranken, ein ernster Blick seines Vaters und ein flehender seiner Braut schienen ihn bald zu beruhigen.

„Ihr möchtet nun wol gern wissen, meine Kinder" — fing der Alte nach einer kleinen Pause wieder an — „was meinen harten Sinn so plötzlich gebrochen hat? Ihr sollt auch alles erfahren! Dinge werdet ihr hören, wobei euer Haar sich sträuben wird. Nur jetzt laßt mich allein, mein Körper bedarf der Ruhe."

Die Zuhörer entfernten sich und der Kranke fiel in einen tiefen 18stündigen Schlaf, welcher ihn ungemein erquickte, so, daß er sich am folgenden Morgen zu der versprochenen Entdeckung stark genug fühlte.

„Es mochte ungefähr Ein Uhr zu Mitternacht „seyn," begann er zu seinen versammelten Freun-

den, „als ich durch ein sanftes Flötenspiel aus „dem ersten Schlummer erweckt wurde. Mein „Zimmer war von einem hellen Schimmer erleuch„tet und als ich die Vorhänge meines Bettes zu„rückschlug, erblickte ich die Gestalt meines ver„wigten Vaters, ganz, wie ich sie im Leben ge„kannt hatte; nur, daß ein finsterer Unmuth aus „den zusammengezogenen Augenbraunen und dem „Feuer seines Blickes hervorleuchtete. Ein weißes „Gewand verhüllte ihn durchaus, und seine Füße „berührten den Boden nicht. Eine schreckliche Mi„nute lang betrachtete er mich mit unverwandtem „Blicke, und nun sprach er zu mir in dumpfen „Tönen:

„„Folge mir, Karl!““

„Der Schreck hatte mich unfähig gemacht, „diesem Befehle zu gehorchen; allein sein fürchter„licher Ruf:“

„„Wirst du folgen?““

„belebte bald meine erstorbene Kraft. Ich folg„te ihm durch mehrere Zimmer und Säle, die „ich alle vorher verschlossen hatte, die sich aber „durch die Berührung seines Stabes von selbst öff„neten, bis in unser Erbbegräbniß, das sich bei „unsrer Ankunft durch einen Blitzstrahl erhellte. „Hier blieb er bei dem Sarge meiner verstorbenen „Tochter stehn. Sein Stab eröffnete den verjaro-

„denen Deckel, und, o Wunder! ich sah meine ver-
„ewigte Henriette, wie ich sie zum letztenmale
„im Sarge hatte liegen sehen, ganz frisch und ohne ei-
„ne Spur der Verwesung.“ „„Kennst du die,““
„sprach der Geist in zermalmenden Tönen“ „„Un-
„„mensch! Ist es nicht genug an dem Einen Opfer,
„„welches du deinem teuflischen Stolze gebracht
„„hast? willst du auch die zweite Tochter aller Le-
„„bensfreuden berauben? willst du noch eine Rose in
„„ihrer Blüthe brechen?““ „„O, Karl! Karl!““
„fuhr er sanfter, fast weinend, fort, „ „meinSohn!
„„welche Verantwortung ladest du auf dich! Un-
„„glücklicher, verblendeter Mensch! glaubst du nicht,
„„daß auch das Blut gemordeter Kinder um Rache
„„gegen den Mörder schreiet? Laß dich warnen
„„durch deinen Vater, der aus Liebe zu dir den
„„Wohnsitz der ewigen Ruhe verläßt und dir in ir-
„„discher Hülle erscheint! Achtest du meiner liebe-
„„vollen Warnung nicht, dann wehe dir! ! — du
„„wirst mich dann wiedersehen, aber in einer andern
„„Gestalt!“ “

„Hier zerloderte sein Gewand erst in eine bläu-
„liche und dann in eine rothe Flamme, sein Ge-
„sicht verwandelte sich in einen scheuslichen Todten-
„kopf. Noch ein Blitz, ein heftiger Donner —
„und das ganze Gewölbe war in tiefe Finsterniß
„gehüllt. Diese furchtbaren Ereignisse wirk-

„ten so heftig auf meine schwachen Nerven, „daß ich in eine tiefe Ohnmacht fiel und mehrere Stunden ohne Besinnung da lag; denn als „ich erwachte, schien die Sonne schon hell durch das „Gitter des Gewölbes. Ich untersuchte sogleich den „Sarg meiner unvergeßlichen Henriette; allein, „er war wieder fest verschroben, und Christian, „mein Kammerdiener, der ihn gestern morgen auf „meinen Befehl eröffnet hat, versicherte, nichts, als „fleischlose Gebeine darin gefunden zu haben."

Die Anwesenden hörten diese Erzählung alle mit großem Erstaunen, aber jeder mit verschiedenen Empfindungen an. Der Bräutigam und die Braut bezweifelten die Wahrheit des Vorfalls nicht im mindesten, der alte Herr von Z . . aber, ein so hell- als edeldenkender Mann, sagte seinem Freunde geradezu ins Gesicht, er müsse durch einen lebhaften Traum getäuscht, oder durch menschlichen Betrug geäfft worden seyn. Indessen, der Herr von A . . nahm diese Behauptungen fast ein wenig übel, und setzte der ersten den Umstand entgegen, daß er ja am heutigen Morgen im Erbbegräbnisse erwacht und wachend in sein Zimmer zurückgegangen sey, wie Christian, dem er auf der Treppe begegnet wäre, ihm bezeugen könne. Die zweite Meinung fand er eben so unwahrscheinlich, „denn erstlich," sagte er, „ist kein

„Mensch im Schlosse, dem man die Direction ei-
„nes solchen Betrugs zutrauen könnte. Meine gu-
„te Emilie würde lieber das härteste Ungemach er-
„duldet haben, als dasselbe durch eine Mummerei
„abwenden wollen, wobei die Gesundheit, ja das
„Leben ihres Vaters, den sie von jeher zärtlich ge-
„liebt hat, Gefahr laufen mußte. Auch mangelt
„es ihr gänzlich an den dazu erforderlichen physi-
„schen Kenntnissen. Dein Sohn, alter Freund,
„wird doch wol nichts unternehmen, was ihm den
„Verlust seiner Braut, der ihm augenscheinlich so
„schwer zu verschmerzen ist, zuziehen mußte? M . .,
„der Liebhaber meiner Tochter, ist, wie ihr alle wißt,
„jetzt zu Leipzig. Auch hätte eine solche Betrü-
„gerei unmöglich ohne die Beihülfe mehrerer Hel-
„fershelfer ausgeführt werden können. Dazu aber
„hätten nothwendig meine eigenen Leute gebraucht
„werden müssen; weil niemand anders in die ver-
„schlossene und bewachte Burg gekommen ist. Wenn
„man aber 30 Jahre lang von Menschen treu
„und redlich bedient ist, so kann man ihnen doch
„solche Bubenstücke nicht zutrauen, zumal, da sie
„mir ihre Unschuld durch einen feierlichen Eidschwur
„bekräftigt haben. Wie will man endlich drittens
„die ungemein natürliche Gestalt meines seeligen
„Vaters, sodann seine Stimme, das Auflodern
„seines Gewandes, die Verwandlung seines Ge-

„sichts in einen Todtenkopf, das Eröffnen verschlos-
„sener Thüren, zu denen ich die Schlüssel immer bei
„mir führe, das Sprengen des durch Schrau-
„ben wohlbefestigten Sargdeckels — wie will man
„das alles natürlich erklären?"

Herr von Z . . schüttelte zwar ungläubig den Kopf, indessen schwieg er, weil seine Zweifel den kranken Freund sichtbar beleidigten, und dachte sein Theil. Mochte es immerhin eine Betrügerei seyn, er hatte sie nicht gespielt, und, da sie zwei Menschen glücklich machte (das Fräulein wurde nämlich bald darauf mit dem jungen M . . verbunden) und seinen Freund von einer unverantwortlichen Grausamkeit zurückhielt, so hütete er sich absichtlich vor weitern Nachforschungen. —

So standen die Sachen. Man sprach nicht weiter von dieser Begebenheit, und genoß ruhig des Glücks, welches sie veranlaßt hatte. Man würde sie vielleicht ganz vergessen haben, wenn ihr nicht ein Zufall den Schleier des Uebernatürlichen entrissen hätte.

Der alte A . ., welcher von jeher zu phantastischen Träumereien geneigt war, verfiel nach jenem Vorfalle in eine Schwermuth, die man im Taumel des ersten Glücks wenig beachtete, die aber mit zunehmenden Jahren immer bedenklicher wurde. Sein Schlaf wurde oft durch unangeneh-

me Träume unterbrochen und seine Gesundheit litt zusehends. Niemand suchte jedoch den Grund davon in jener Erscheinung, sondern nur in einer dem Alter gewöhnlichen Schwäche. Aber wie erschrak man, als man ihn einst ohne Besinnung in seinem Bette fand, und er nachher mit abgebrochenen Worten erzählte, ihm sey dießmal im Traume sein Vater wieder erschienen und habe ihm seinen nahen Tod angekündigt. Der Schwiegersohn besonders erschrak bei Anhörung dieser Worte bis zum Erblassen, und hieß alle Bediente hinaus gehen, weil er mit dem Vater zu reden habe.

„Lieber Vater," hub er an, „Sie werden er„schrecken, wenn Sie hören, welche Schlange Sie „in Ihrem Busen genährt haben; allein mein Ge„wissen zwingt mich zum Reden. Wissen Sie denn, „daß ich und der junge Z . . Sie mit jener Er„scheinung betrogen haben! O Gott, Sie wenden „Ihren Blick von mir. Ich beschwöre Sie, hören „Sie mich an, ich bin nicht in dem Maße straf„bar, wie es scheint und Sie glauben mögen."

„Sie wissen, mein Vater, daß ich zu jener „Zeit alle Hoffnung auf den Besitz meiner jetzigen „Gemahlinn aufgegeben und meinen etwanigen An„sprüchen, auf Ihr Verlangen, durch eine Hand„schrift entsagt hatte. Urtheilen Sie daher von

„meinem Erstaunen als mir Z . . , mein Universi-
„täts-Freund, unter andern Folgendes schrieb:

„— Ich soll Deine Geliebte heirathen, und wirklich würden ihre Reize mich dringend genug dazu einladen, wenn ich nicht anderweitig gebunden wäre. Der Alte hat seinen Kopf darauf gesetzt, daß ich seine Tochter zur Frau bekommen soll, und ich stelle mich aus guten Gründen ganz entzückt über diesen Entschluß. Da seinen Starrsinn bekanntlich nichts auf der Erde zu beugen vermag, so muß ich wol zu überirdischen Hülfsmitteln meine Zuflucht nehmen. Superos si flectere nequeo, Acheronta movebo. Der sonst so vernünftige A . . hat einen unbeschreiblichen Hang zum Uebernatürlichen, und ist unter andern von der Wirklichkeit der Geistererscheinungen so fest, wie von seiner eigenen Existenz, überzeugt. Hierauf ist mein Plan gegründet, den Du jetzt nicht weiter zu wissen brauchst. Du hast überhaupt gar nichts dabei zu thun, als nach den diesem Briefe beigefügten Gemälden von unserm Italiener Wachsmasken und nach den beiliegenden Wachsabdrücken in möglichster Eile Schlüssel verfertigen zu

lassen. Für das Uebrige laß mich und meinen Joseph, den Spitzbuben, sorgen.

Dein

Z . ."

„Gegen diesen Vorschlag empörte sich freilich Anfangs mein Gewissen, welches jeden ungeraden „Weg, als unredlich verabscheuete, allein die laute „Stimme meiner Liebe übertäubte es bald und „brachte es zum Schweigen. Der Plan meines „Freundes, von welchem ich ohnehin nur das Allgemeine, nicht das Detail kannte, erschien mir „nur als eine unschuldige List, die man der Hartnäckigkeit eines unerbittlichen Vaters, der das offenbare Glück, ja das Leben seiner einzigen und „ach so innig von mir geliebten Tochter lieber auf „das Spiel setzen, als ein gegebenes und sogar „zurück erhaltenes Wort zurück nehmen, als einem einmal gefaßten Entschlusse entsagen wollte. „Ich besorgte also die gegebenen Aufträge. Aber, „Gott ist mein Zeuge, hätte ich diese Folgen ahnen „können — eher hätte der Gram mich ins Grab „stürzen mögen!"

„Das Uebrige werden Sie Sich nun leicht erklären können. Der leichtfertige Joseph hatte „sich nach und nach alle nöthigen Schlüssel zu verschaffen und in Wachs abzudrücken gewußt, und

„demnach waren alle Thüren, die der Stab des „vorgeblichen Geistes anscheinend eröffnete, nur „angelehnt. Dieselbe Bewandtniß hatte es mit „dem Sargdeckel. Den Geist stellte Z . . vor, „der Ihren Vater im Leben noch gekannt, und „dessen auffallende Stimme nach einer ihm eigenen „Fertigkeit nachgeahmt hatte. Sein weißes Ge„wand war mit Spiritus bestrichen, der, so bald „er ans Feuer kam, eine blaue Flamme gab. Die „scheinbar rothe Flamme, war ein feuerfarbnes „Kleid, welches er unter dem weissen trug; der „Todtenkopf eine Maske unter der Maske; die vielen „Gänge, welche sich im Erbbegräbnisse durchkreuzen, „Ihre Ueberraschung, machten es ihm leicht, Ihnen „die verschiedenen nöthigen Handgriffe zu verbergen. „Den Donner und Blitz wußte Joseph durch be„kannte natürliche Mittel sehr täuschend hervorzu„bringen. Die plötzlich hervorgebrachte Dunkelheit „und Ihre bei Ihrem reizbaren Nervensystem un„ausbleibliche Bewußtlosigkeit machte die Wegschaf„fung der verschiedenen Apparate sehr leicht."

„Dieß ist alles, was ich Ihnen zu sagen ha„be. Ihre Verzeihung darf ich vielleicht von Ih„rer väterlichen Liebe hoffen; allein, das quä„lende Bewußtseyn einer unredlichen Handlung „wird meine immerwährende Strafe seyn."

Der alte Herr v. A. freute sich sehr über diese Entdeckung, und fand die Handlungen seines Schwiegersohns sehr verzeihlich. Allein, leider kam diese Entdeckung zu spät. Der Schreck der verflossenen Nacht war für seinen schon lange geschwächten Körper zu heftig gewesen. — Er verschied am Nachmittage in den Armen seiner Kinder, die seinen Verlust ewig betrauern werden.

2) Heimeke und sein Schutzengel; oder: das nenne ich Glück.

In Fraßdorp, einem niedersächsischen Dorfe, lebte ein Tagelöhner, von kleiner und unansehnlicher Gestalt, Namens Heimeke. Kaum konnte er mit seiner fleißigen Frau so viel verdienen, daß er mit ihr und seinen zahlreichen lieben Kindern alljährlich an den hohen Festtagen, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, einmal mit Fleisch sich sättigen konnte. Dennoch war er zufrieden, wenn das Tagelohn nur so viel abwarf, daß er sich und den Seinigen kümmerlich damit das Leben fristen konnte. Er hatte guten gesunden Menschen-Verstand, und war nichts weniger, als abergläubisch, obgleich er, als guter Ka-

tholik, nicht leicht eine Messe versäumte. Zur Sommerszeit ging er nur selten in die Dorfschenke, um sich am dünnen Hof-Biere zu laben. Im Winter hingegen saß er dort mehrentheils alle Abende ein paar Stunden hinterm Ofen, um, unter dem Gezirpe des hier weilenden Insects, das seinen Namen führt, die Gespräche der wohlhabenden Bauern und die Erzählungen der Hofdienerschaft von dem Glanze des Rittersitzes, ihres gnädigen Herrn, von seinen Vergnügungen, Schmausereien u. s. w. mit anzuhören. Eines Tages hatten diese eine Menge Ueberbleibsel von der vortägigen Gasterei an gebratenen Fasanen, Rebhünern, Haasen, Pasteten und andern köstlichen Speisen und Weinen mitgebracht, und liessen die anwesenden Schenkgäste davon kosten; auch Heimeke hinter dem Ofen wurde von ihnen hervorgerufen, und mußte von allem kosten. Von diesem Augenblick an entstand bei ihm eine Lüsternheit nach dergleichen Speisen, die nach und nach so stark zunahm, daß er sie nicht überwinden konnte, und endlich den sonderbaren Vorsatz bei ihm erzeugte, es koste was es wolle, und wenn er auch darüber ganz zu Grunde gehen sollte:

drei solcher köstlicher Mahlzeiten sich zu verschaffen, und sich daran völlig zu sättigen.

Tag und Nacht sann er auf Mittel und Wege, wie dieses zu machen sey. Endlich fiel ihm,

nach mehrern Entwürfen, die ihm nicht ausführbar schienen, der sonderbare Gedanke ein, den Glauben seiner Zeitgenossen, an Hexerei und Zauberei, dazu zu benutzen.

„Ich borge mir (sprach er zu sich selbst) „20 Thaler von meinem Nachbar, gehe unter ei„nem fremden Namen von Einem Orte zum an„dern, gebe mich für einen sogenannten klugen „Mann aus, der alles Verborgene, Verlorne und „Gestohlne, entdecken, errathen und herausbringen „kann. Will dann jemand mich darüber zu Ra„the ziehen, so sage ich ihm, daß es mir unmög„lich sey, irgend etwas ihm eher zu entdecken, „als bis man mich zuvor 3 Täge hintereinander „jeden Tag, vom Morgen bis zum Abend, mit „einer Mahlzeit, die aus den köstlichsten und er„sten Speisen, die im Lande sind, bestehen müs„se, gesättiget, und dabei mir von dem besten „Tokaier-Wein, so viel ich nur verlangen würde, „zu trinken gegeben habe. Dagegen aber mache „ich mich auch verbindlich, 500 Stockprügel aus„zuhalten, wenn ich gleich nach genossener dritter „Mahlzeit ihm nicht entdecken würde, was er zu „wissen verlangt habe. Ein armer Teufel kann „mich nicht auf die Probe stellen, aber wahr„scheinlich finde ich einen abergläubischen Reichen, „der meinen Wunsch erfüllt, und sollte ich un„glück-

„glücklicher Weise als ein Betrüger ertappt wer-
„den, so finde ich ja doch wol noch einen Weg,
„den 500 Prügeln entgehen zu können. —

Dieser Plan gefiel unserm Heimeke so sehr, daß er nach einigen Tagen zu seinem Nachbar, einem reichen Bauer, ging, sich von ihm 20 Thaler vorschießen ließ, und, nachdem er von Frau und Kindern Abschied genommen hatte, seinen Wanderstab in's Hildesheimsche, Hannöversche und Mansfeldische fortsetzte, wo er einen reichen Vetter aufsuchen zu wollen vorgab, der ihn zu unterstützen versprochen habe. Unterweges kehrte er in alle Schenken ein, gab sich den Namen Martin, und für das aus, was er seyn wollte. Narren genug fand er überall, wo er hinkam, denen er helfen sollte; seine harte Bedingung aber schreckte jedermann von sich. Schon verzweifelte er, einen reichen Narren zu finden, der seine Lüsternheit zu befriedigen im Stande seyn und guten Willen dazu haben möchte, als der Schenkwirth eines gewissen Dorfs im Mansfeldischen, bei dem er Abends eingekehrt war, ihm erzählte, daß die gräfliche Gemahlinn seines abwesenden Lehnsherrn seit 8 Tagen einen Diamant von unschätzbarem Werth vermisse, den sie entweder verloren haben, oder der ihr gestohlen seyn müsse; daß zwar dieserhalb eine sorgfältige Untersuchung sogleich angestellt worden sey; weil

man aber immer noch nicht erforschen können, ob der Diamant verloren gegangen oder gestohlen worden sey; so habe sie bekannt machen lassen, daß sie demjenigen, der ihr selbigen wieder schaffen könne, 300 Ducaten zur Belohnung geben wolle. Heimeke, der sich innig über diese Nachricht freute, zog nun sein Gesicht in Falten, und versicherte seinem Wirthe, daß er die Kunst verstehe, dieses zu entdecken; machte ihm die Bedingungen bekannt, unter welchen er sich dazu verpflichte, und bat ihn, er möchte aufs Schloß gehn, und der Gräfinn dieses hinterbringen. Dieser war hierzu bereit, ging sogleich aufs Schloß, und brachte ihm den Befehl zurück, daß er so fort zu ihr hinauf kommen solle. Als er dort angekommen war, fragte ihn die Gräfinn: ob er der Mann sey, der sich getraue, ihr mit Zuverlässigkeit zu sagen, wo ihr Diamant hingekommen sey? Mit aller nur möglichen Dreistigkeit bejahete er diese Frage, und machte ihr die Bedingung bekannt, unter welcher allein ihm dieses möglich sey, unterwarf sich auch der Strafe von 500 Stockprügeln, wenn er sein Wort nicht halten würde.

Die sehr reiche Gräfinn bewilligte hierauf unserm leckermäuligen Abentheurer die verlangten drei köstlichen Mahlzeiten; außerdem aber versprach sie, die ansehnliche Belohnung von 300 Ducaten ihm zu geben, wenn er ihr den Diamant wieder geschafft

haben würde, und ließ ihm, unter dem Wunsche, daß er gut schlafen möge, ein Zimmer im Schlosse zum Nachtlager anweisen. Kaum hatte ihn ein gräflicher Laquai in das für ihn bestimmte Zimmer geführt, und ihm die Schlafstelle gezeigt, so brachten ein paar andre Laquaien einen gedeckten Tisch in das offene Nebenzimmer herein, der zu seinem Abendbrode mit einer kalten Pastete von jungen Fasanen und einer Flasche guten Ungarwein besetzt war. Sie wünschten ihm guten Appetit und eine angenehme Ruh, und entfernten sich unter dem Vermelden, daß er Morgen früh die verlangte Mahlzeit in dem Nebenzimmer finden werde. Unser kluge Mann ließ sich das Abendbrod gut schmekken, legte sich darauf in das weiche, gräfliche Bett, und schlief bis an den hellen, lichten Morgen. Als er die Augen aufthat, stand schon der erste Laquai, der ihm das Zimmer angewiesen hatte, vor dem Bette, und fragte ihn: ob die Speisen jetzt aufgetragen werden sollten?

„Jetzt noch nicht, mein Freund," war seine gebieterische Antwort, „geht aber in die Küche und „bestellt, daß mit dem Schlage 9 Uhr der Tisch mit „Speisen und Weinen besetzt sey!" Unterdessen machte Heimeke sich nach seiner Weise leicht und rein, bekleidete sich, freute sich dabei herzlich über die so nahe Erfüllung seines lüsternen Wunsches,

und unterdrückte jeden aufsteigenden Gedanken an die ihm bevorstehenden Stockprügel. Um 9 Uhr meldete ihm der nemliche Laquai, im Nebenzimmer sey für ihn angerichtet, und er werde ihm dabei aufwarten. Hier fand er den Tisch mit zwölf Schüsseln besetzt. Sie waren reichlich gefüllt mit Rebhühnern, Schnepfen, Enten, jungen Haasen, Lerchen, Ortolanen, Schmerlen, Forellen, und allerlei Sorten Braten und Gemüse, auch war zu jeder Schüssel eine andre Sorte der rarestten Weine, in Flaschen, gesetzt. Frisch und gierig machte er sich darüber her, und fraß und soff, ohne ein Wort zu reden, bis um 8 Uhr Abends davon so viel, daß er sich von dem Laquaien vom Stuhl aufheben, und zu Bette führen lassen mußte. Indem dieses geschieht, sieht er den Laquaien lächelnd von der Seite an, und spricht:

„God loff! da hädd' ick nu schon eenen!"

(Gott lob! da hätte ich nun schon einen!)

Dieser (der im Einverständnisse mit den zwei andern Laquaien den Diamant gestohlen hatte) erschrickt über diese Worte dermaaßen, daß er Heimeken fallen läßt, und als er sich dieserhalb entschuldigen will, vernimmt er von ihm noch die folgenden Worte:

„Lat't gud sinn, Friend, 't hat nischt to bedüden, ick „wäre doch met de beede andern noch fertig wären."

(Laßt's gut seyn, Freund, es hat nichts zu bedeuten, ich werde doch mit den 2 andern noch fertig werden.)

Nun zittert der Laquai vor Angst, indem er sich diese Worte so deutet, als hätte Heimeke damit sagen wollen: er kenne nun schon einen von den drei Spitzbuben, die den Diamant gestohlen haben; obgleich dieser damit nichts anders sagen wollte, als:

> er habe nun, Gott Lob! schon einen Tag herrlich geschmauset, und hoffe die beiden andern Tage noch eben so herrlich zu verschmausen.

Der Laquai erzählte nun noch denselbigen Abend seinen beiden Mitschuldigen, was er gehört, setzte noch manches hinzu, was er nicht gehört hatte, und behauptete steif und fest, der kluge Mann wisse um ihren Diebstahl, und werde sie als die Thäter gewiß der Herrschaft anzeigen. Schon wollten sie alle drei sich aus dem Schlosse schleichen und heimlich entfliehen, um aber doch gewiß zu seyn, ob auch der Referent sich nicht etwa geirrt habe, verabredeten sie, daß ein andrer von ihnen Dreien am folgenden Tage die Aufwartung bei diesem Hexenmeister übernehmen solle.

An diesem Tage wurde Heimeke mit einer noch köstlichern Mahlzeit bewirthet, die er in Ge-

genwart des zweiten Laquaien mit heißhungriger Begierde, und ebenfalls, ohne ein Wort mit diesem zu reden, verschlang. Als er sich satt gefressen und vollgesoffen hatte, ließ er sich von diesem zu Bette führen, sah ihn dabei, nicht mit Lächeln, sondern mit abgewandtem Gesicht und mit gerunzelter Stirn an, und sprach:

„God loff! nu hebb ick ock den andern!"

(Gott lob! nun habe ich auch den andern!)

Zitternd entfernte sich der hierüber erschrockene Laquai, deutete die Worte auf sich, lief zu seinen beiden Cameraden, hinterbrachte ihnen mit Zusätzen, was er vernommen hatte, und rieth zur schleunigen Entweichung. Der dritte Laquai aber überredete seine beiden Mitschuldigen, ihm die Aufwartung bei der dritten Mahlzeit zu überlassen, und versprach, daß, wenn auch er fände, daß der Kerl sie wirklich entdeckt habe, er sie augenblicklich davon benachrichtigen, und alsdann mit ihnen überlegen wolle, was, zum Besten für sie alle drei, für ein Entschluß hierbei zu nehmen seyn möchte. Die beiden andern Laquaien ließen sich dieses gefallen. Am dritten Tage, früh um 9 Uhr, ging also der dritte Laquai zu dem gefürchteten klugen Manne, und meldete ihm, daß für ihn Speis' und Trank im Nebenzimmer bereit stehe. Heimeke erblickt die mit den köstlichsten Fleisch- und Fischspeisen besetzte Tafel, die aber ganz anders,

als die beiden vorigen Mahle zugerichtet waren, setzt sich an selbige, ißt davon mit größtem Appetit, und sieht dabei zuweilen den aufwartend gegenüber stehenden Laquaien, ohne jedoch ein Wort mit ihm zu reden, mit lächelnder Miene an. Der arme Teufel glaubt nun auch, daß der Diebstahl verrathen sey, und, als Heimeke nach geendigter Mahlzeit mit gefalteten Händen sachte vor sich hinmurmelt, und zuletzt mit deutlichen Worten in seiner Provincial-Sprache ausruft:

„Gott sey gelobt! Nun habe ich sie alle „Drei! das war's, was ich wollte; weiter „brauche ich nichts; und Ihr, Freund, könnt „der Gräfinn sagen, daß ich ihr morgen „früh selbst zu wissen thun werde, was sie „zu wissen verlangt hat."

so zweifelt er nun nicht mehr an der Entdeckung des Diebstahls, eilt augenblicklich zu seinen beiden Cameraden, und erzählt ihnen, mit den gewöhnlichen Zusätzen, was der kluge Mann gesagt hat. Nach reiflicher Ueberlegung beschließen sie nun, morgen ganz früh sich dem klugen Manne zu Füßen zu werfen, ihm alles zu bekennen, den Diamant ihm zu überliefern, und ihn zu bitten, daß er sie nicht verrathen möge.

Heimeke, der die ganze Nacht von nichts anders, als von den 500 Stockprügeln, und, wie

er denselben entgehen könne, geträumt hatte, ward auf die angenehmste und glücklichste Weise überrascht, als die drei Laquaien früh Morgens zu ihm kamen, und ihm ihr Anliegen abgeredetermaaßen vortrugen. Er ließ sie seine Freude hierüber nicht merken, versprach, sie nicht nur nicht zu verrathen, sondern sie durchzuhelfen, verlangte aber dagegen von ihnen eine aufrichtige Erzählung eines jeden Umstandes bei dem begangenen Diebstahle, der ihm zwar schon bekannt sey, woraus er aber ihre Aufrichtigkeit oder Falschheit erkennen und beurtheilen werde, ob sie seines Mitleids und seiner Hülfe auch werth seyn. Als sie dies gethan hatten, nahm er ihnen den Diamant ab, ging mit ihnen hinab in den Schloßhof, ließ in ihrer Gegenwart von einem Puterhahne, den er sich wegen seiner besondern Farbe und Zeichnung gemerkt hatte, den Diamant verschlucken, und befahl hierauf dem ersten Laquaien zur Gräfinn zu gehen, um ihr zu sagen, daß er jetzt bereit sey, ihr die verlangte Auskunft von ihrem Diamant zu geben. Als Heimeke vorgelassen wurde, sagte er der Gräfinn: Sie habe an dem und dem Tage, zu der und der Stunde, in der und der Gesellschaft, an dem und dem Orte, ihren Handschuh ausgezogen, und mit selbigem den Stein aus dem Ringe herausgerissen (dies hatten ihm die Diebe erzählt), diesen habe einer von den Puterhähnen ihres Hofes

erblickt und verschluckt; dieser Hahn lebe noch auf ihrem Hofe, sie möchte nur das Federvieh vortreiben lassen, so wolle er ihr den Hahn zeigen, der ihn verschluckt habe.

Hierzu wurde sogleich Befehl gegeben, das Federvieh vorgetrieben, der von Heimeken gezeigte Hahn ergriffen, abgeschlachtet, und als ihm der Leib aufgeschnitten wurde, siehe da! fand man den Diamant in dem Magen. Wunder!! über Wunder! schrie jedermann und vorzüglich die Gräfinn. Sie konnte vor Freude sich nicht enthalten, den unansehnlichen Heimeke zu umarmen. Sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn in ihr eigenes Zimmer, ließ ihn bei der Mittagstafel neben sich sitzen, und erzeigte ihm so viele Ehre, daß, wenn er ein vornehmer Ritter gewesen wäre, er nicht mehr hätte wünschen können. Auch behielt sie ihn zum Abendbrod, und bat ihn, bis den folgenden Tag mit seinem Logis vorlieb zu nehmen, weil dann ihr Gemahl von seiner Reise zurückkommen würde, und sie ihm die versprochene Belohnung auszahlen lassen werde. Von ganzem Herzen freute sich schon im Voraus unser Heimeke auf seine Heimreise, und auf die Freude, die er seiner Frau und seinen Kindern mit der Nachricht von seinem Glücke machen würde, so daß er vor aller Freude erst spät in dem weichen gräflichen Bette einschlafen konnte. In-

zwischen war der Graf von seiner Reise zurück gekommen. Seine Gemahlinn erzählte ihm, wie sie den unschätzbaren Diamant verloren, und wieder erhalten habe. Dieser aber, der klüger seyn wollte als seine Frau, lachte sie mit ihrem Aberglauben aus, und behauptete, ihr kluger Mann sey nichts mehr und nichts weniger als ein listiger Betrüger. Die Gräfinn aber und ihre Leute betheuerten mit den größten Eidschwüren, daß alles ihm Erzählte buchstäblich wahr sey.

„Ich muß doch den Menschen sehen," sagte der Graf, und befahl, daß man ihn, sobald er aufgestanden seyn würde, vor ihn bringen solle.

Die Gräfinn stritt sich den ganzen Abend mit ihrem Gemahl, der an keinen klugen Mann glauben wollte, und that endlich den Vorschlag, er möchte ihn nur selbst einmal in einer andern Sache auf die Probe stellen. Unglücklicherweise zirpte hinterm Ofen eine Heimeke (oder Grille) so stark, daß der Graf darüber zornig wurde, und einem gegenwärtigen Bedienten befahl, dieses Insect ihm lebendig zu schaffen, weil er es verbrennen wolle. Der Bediente suchte, fand, und brachte ihm die Heimeke lebendig. Der Graf nahm sie bei den Flügeln, ging damit allein in ein besondres Zimmer, verbarg sie zwischen zwei große zinnerne Schüsseln, verschloß das Zimmer, nahm die Schlüssel zu sich, und ging

dann wieder zu seiner Gemahlinn, und legte sich mit ihr zur Ruhe.

Als nun des andern Tages frühmorgens der kluge Mann dem gräflichen Ehepaare vorgeführt wurde, mißfiel dem Grafen sein schlechtes Ansehen, und dies bestätigte ihn in der Meinung, daß er ein elender Betrüger seyn müsse, weshalb er ihn denn auch mit folgenden Worten anredete:

„Höre Mensch, du hast hier den klugen „Mann gespielt, du giebst dich auch dafür „aus, und willst es seyn, ich weiß aber bes„ser, daß du nichts anders, als ein listiger „Betrüger bist, und ich bin nicht willens, „mich von dir bei der Nase herumziehen zu „lassen. Ich will also einen Versuch mit „dir machen, der beweisen wird, daß ich mich „gewiß nicht irre."

Hierauf schloß der Graf das gedachte Zimmer auf, nahm in beide Hände die beiden großen Schüsseln, worin er die Heimeke gelegt hatte, kam damit in der Gräfinn Zimmer zurück, stellte die Schüsseln auf den Tisch, und sagte zu unserm klugen Manne:

„Hier in diesen Schüsseln liegt etwas ver„borgen, kannst du nun mir nicht sagen, was „es ist, so lasse ich dir 100 Stockprügel ge„ben, und dann Nase und Ohren abschneiden."

Einen solchen Vortrag hatte sich unser arme Held nicht träumen lassen, hielt sich nun ganz verloren, und rief in der Angst seines Herzens laut aus:

„O Heimeke, armes Thier! da bist du nun „gefangen! wärst du — — —

„Was! (unterbrach ihn voll Erstaunen der „Graf, der nicht wußte, daß unser kluge Mann „Heimeke hieß, und sich selbst bedauerte,) wie in „aller Welt ist es möglich, daß du das wissen konn„test! Es war ja keine Seele dabei, als ich die „Heimeke in die Schüsseln verbarg, kein Mensch „hat in mein Zimmer kommen können, und doch „hast du das Ding entdeckt? das ist mehr als ich „begreifen kann, du bist in der That der klügste „Mann in Europa, den ich kenne. Zwar habe „ich von nun an allen Respect für Dich, aber ich „mag nichts weiter mit Dir zu schaffen haben. „Hier nimm (er gab ihm einen Beutel) die ver„sprochenen 300 Ducaten Belohnung, und hier noch „diese Hand voll Gold für deine heutige Be„mühung und die harten Worte, die du von mir „hörtest, aber ich bitte Dich, verlaß augenblicklich „meine Gegend, und komm nicht eher wieder, als „bis ich Dich verlangen werde. Gott behüte Dich!"

Wer war froher als unser Heimeke! Das heiß' ich Glück! dachte er bei sich selbst, empfahl

sich geschwind dem gnädigen Andenken der gräflichen Herrschaft, ging in die Schenke zurück, wo seine gestrige That schon ruchtbar geworden war, erzählte dem Wirthe seine anderweite heutige Entdeckung, und wie er belohnt worden sey, dankte ihm für die Empfehlung an die Gräfinn, zahlte ihm 20 Ducaten statt 20 Groschen, die er verzehrt hatte, und machte sich auf den geraden Rückweg nach seinem Dorfe. Als er das Mansfeldische zurückgelegt hatte, dankte er Gott für die Fügung, daß mißgedeutete Worte und Mienen ihm das Leben retten, und ihn in Wohlstand bringen mußten. Feierlich gelobte er, den zehnten Theil des erhaltenen Geschenks für die Armen seines Dorfs zu verwenden, und alle Heimeken der Schenke seines Dorfs einzufangen, bei sich zu verpflegen, und bei ihrem Gezirpe sich seiner Rettung zu erfreuen. Das heiss' ich Glück! rief er nun laut zu wiederholtenmalen. Als er zu Hause kam, schüttete er seiner Frau das Geld in die Schürze, und nahm davon den zehnten Theil für die Armen weg. Frau und Kinder erstaunten über die Menge Goldes, das er ererbt zu haben vorgab, und der Pastor nicht weniger über das Geschenk für die Armen, das er ihm einhändigte. Er kaufte sich nun ein mittelmäßiges Bauergut, und lebte im Wohlstande mit seiner zahlreichen Familie, die seinen

Tod, der im 80sten Jahre erfolgte, herzlich beweinten. Seiner Frau hatte er kurz vor seinem Ende die wahren Ursachen von seinem erlangten Gelde entdeckt, und durch diesen Kanal wurde sie endlich auch der Welt bekannt.

3) Der schöne Tod.

Der Pfarrer Weißmann in Freikirch feierte im Jahre 1804 sein 50stes Amts- und sein 80stes Lebensjahr. Er trat vor den Altar und verlas 2 Stiftungsurkunden: in der ersten vermachte er ein beträchtliches Kapital zu Prämien für ausgezeichnete Lehrer und Schüler, und in der andern ein Kapital, woraus jeder Knecht und jede Magd, die in seinem Pfarrorte 15 Jahr redlich gedient und sich ehrbar betragen haben, eine Ausstattung von 200 Gulden erhalten sollen. Unter dem Jubelgeschrei der zahlreichen Versammlung bestieg er die Kanzel und trat dann wieder vor den Altar. Bei den letzten Worten des Segens sank er todt in die Arme des ihm assistirenden Diakonus.

4) Schlüssel zu der allegorischen Idee der Zauberflöte.

Tamino, : : : die französische Nation.
Königinn der Nacht, : die vorige Regierung.
Pamina, ihre Tochter : die Freiheit, welche immer eine Tochter des Despotismus ist.
Die 3 Nymphen, : die 3 Stände Frankreichs.
Monostatos, der Mohr, : die Emigranten.
Sarastro, : : : die gesetzgebende Weisheit.
Dessen Priester, : die National-Versammlung.
Die 3 Genien, : Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Verschwiegenheit.
Papageno, : : die Reichen.
Papagena, ein altes Weib, die Gleichheit, als die älteste Eigenschaft des menschl. Geschlechts.
Die Sclaven, : die Anhänger des emigrirten Adels.

Gang des Stücks.

Tamino (die französische Nation,) wird

von einer ungeheuern Schlange (dem National-Banquerot) verfolgt. Die Königinn der Nacht (vorige Regierung), die alles erhalten will, schickt ihm ihre 3 Nymphen (die 3 Stände) zu Hülfe, um die Schlange zu tödten, und verspricht ihm ihre Tochter zur Ehe. Diese ist bei Sarastro (der gesetzgebenden Weisheit, bei der nur allein die Freiheit zu finden ist), einem mächtigen und, nach der Sprache der Könige, grausamen Fürsten. Um sie desto leichter zu erhalten, giebt jene den Papageno (die Reichen, die Anfangs die Revolution bestens unterstützten) dem Tamino zum Geschenk mit. Auf der Reise bekommt Tamino die Zauberflöte (die Freiheit, sich zu beklagen und andern seine Gedanken mitzutheilen) und Papageno ein Glokkenspiel, wodurch er, wie durch klingendes Geld, alles in der Welt bewegt und nach Wunsch hervorbringt. Papageno ist in bunte Federn gekleidet, weil die Reichen gewöhnlich eitle Menschen sind, und trägt eine Vogelpfeife, als ein Bild roher Sitten, bei sich. Endlich wird ihm auch zur glücklichen Ausführung der Beistand der 3 Genien versichert, als welche bei einem solchen Unternehmen unentbehrlich sind. Tamino kommt vor der Wohnung Sarastros an. Er findet die 3 Eingänge mit den Worten: Natur, Vernunft und Weisheit überschrieben. Alle 3 Eingänge führen zwar dahin, wo

Pa-

Pamina (die Freiheit) zu finden ist. Ihm gelingt es aber nur beim dritten Eingange. Da kommt ihm ein Priester entgegen und belehrt ihn, daß die Königinn der Nacht ihn belogen habe und Sarastro gütig und weise sey, geliebt und geehrt werde. Sarastro erscheint selbst auf einem Wagen von wilden Thieren gezogen (durch Gesetzgebung wird dem Menschen die Wildheit benommen), redet mit Tamino und verspricht ihm die Pamina, wenn er gewisse Proben zu bestehen Muth genug habe. Pamina wird dem Tamino vorgeführt; durch ihren Anblick wird er so entzückt, daß er sich allen Proben unterwirft. Die erste Probe ist diese: er wird an grause Oerter hingeführt. (Sinnbilder der ersten Auftritte bei der Revolution.) Bei der zweiten Probe sieht er Pamina, darf aber nicht mit ihr sprechen. (Die Nation kann Anfangs der Freiheit nicht genießen.) Die dritte und vierte Probe sind Abentheuer zu Wasser und Feuer (Krieg zur See und zu Lande), bei welchen Pamina ihn begleitet, und wo sie viel Gefahr ausstehen. Sarastro versammelt, nach überstandnen Proben, seine Priester, die durch Sprachröhre der ganzen Welt verkündigen, daß Tamino der Pamina würdig sey. Indessen gebährdet sich Papageno sehr wunderlich. Getreu dem Character derer, die er vorstellt, ist er kein Freund von Gefahren, aber ein desto

größerer von Essen und Trinken. Ihn wandelt die Lust an, ein Geschöpf zu haben, das ihm gleich sey, und obwol Papagena ihm zu alt ist, so nimmt er sie doch lieber, als daß er sich einsperren lassen will. Darauf verwandelt sich Papagena in ein junges Mädchen und macht ihn glücklich. Monostatos, der so schwarz ist, als die Personen, die er vorstellt, von innen sind, sucht möglichst zu verhindern, daß Tamino die Pamina erhalte. Er kommt in die Wohnung Sarastros, ohne daß man weiß, wie er dahin gekommen ist (so wie der Adel zur Gesetzgebung). Er will die Freiheit in Fesseln schmieden, schänden und zuletzt ermorden. Als ihm dieses nicht gelingt, geht er zur Königinn der Nacht zurück, die ihm ihre Tochter im Ernste verspricht, die sie dem Tamino nur zum Scheine versprochen hat. Sie bereden sich, durch unterirdische Gänge (Kabale und Politik) zur Wohnung Sarastros zu dringen und einen Sturm auf sie zu wagen. Beide werden durch Sarastros höhere Macht vernichtet und begraben. Nun öffnet sich der Pallast Sarastros und das holde Paar, vom Glanz der Sonne und Weisheit beseelt und der erkämpften Seeligkeit sich erfreuend, wird erblickt.

Die wilden Thiere bedeuten:

1) Der Bär, — den Canton Bern.

2) Der Löwe, — die Niederlande.
3) Der Leopard, — England.
4) Die Adler, — Oesterreich und Preussen.
5) Die Affen, — das sagt sich nicht. Est turpe dictu.

5) Mittel, der Theurung des Getreides abzuhelfen.

Wenn bei einer mehr als mittelmäßig guten Erndte in ganz Deutschland und den angrenzenden Provinzen die Kornfrüchte, anstatt im Preise zu fallen, steigen, und darin einen höhern Grad erreichen, als in vorherigen Mißjahren; wenn dieser enorm hohe Preis des nothwendigsten Lebensbedürfnisses mit dem Verdienste des Handwerkers und Handarbeiters in gar keinem Verhältnisse weiter steht, und der Beweis davon, daß dieses zerrüttend für diese Classe Menschen ist, dadurch klar zu Tage liegt, daß man sie überall verarmen und leiden sieht: so ist es unstreitig an der Zeit, wo die Landespolizei ernstlich auf Mittel denken sollte, der Noth einer achtungswerthen Menschenclasse, die ihrer Fürsorge anvertraut ist, abzuhelfen.

Wenn die wichtige Frage: wie dieses geschehen könne? richtig beantwortet werden soll: so müssen nothwendig erst die Ursachen ausgemittelt werden, wodurch diese Theurung entsteht.

Die Ursachen dieser Theurung sind nicht künstlich, nicht durch Wucher, hervorgebracht; am wenigsten liegt der Grund davon darin, daß der Landwirth mit dem Verkaufe der Früchte zurückhalte. Dieses würde nur eine Aufhäufung seiner Vorräthe zuwege bringen, und, wenn die Vorräthe noch einer Erndte dazu kämen, ihn, da sie durch das Liegen dem Verderben ausgesetzt sind, zum Verkaufe zwingen, und dieses am Ende, statt Theurung, geringere Preise zur Folge haben. Die Ursachen der Theurung sind vielmehr zu finden:

1) in der jetzigen Art, den Ackerbau zu treiben, daß man nämlich, anstatt den Acker, wie vormals, größtentheils nur der Kultur des Getreides zu widmen, einen beträchtlichen Theil davon dem Anbau des Flachses, der Rübesaat, der Kartoffeln, Zichorien und Futterkräuter bestimmt, auch die Aecker nicht, wie vormals, ruhen und brache liegen läßt. Dieses alles zusammengenommen ist unstreitig eine Ursache mit, daß weniger Brodkorn, als sonst, gewonnen wird.

2) Die seit einer Reihe von Jahren geführten auswärtigen Kriege, in welchen hundert Tau-

sende von Menschen, anstatt zu produciren, verzehren, und durch aufgehäufte Vorräthe, die oft zerstört wurden, vor Mangel gesichert werden müssen, haben die Ausfuhr des Getreides, besonders des Weizens, und dadurch das enorme Steigen seines Preises, zuwege gebracht. Dieses hat den großen so wie den kleinen Landwirth verleitet, sein bestes Land, und weit mehr, als vormals, und das Mittel, den Kornertrag zu vermehren, den Dünger, allein der Erzeugung von Weizen zu widmen. Dieses muß nothwendig einen Ausfall in der Summe der übrigen zum Lebensunterhalte nothwendigen Getreidearten ebenfalls hervorbringen, und mit den ad 1) bemerkten Ursachen den Mangel daran vermehren.

3) hat sich seit wenigen Jahrzehnden die Bevölkerung in den großen Staaten um Millionen, und in den kleinen verhältnißmäßig vermehrt. Es sind also so viele Mitesser mehr und die Consumtion ist um so viel stärker geworden, welches denn ebenfalls zum Mangel beitragen muß

4) ist die durch die Vielheit der in Umlauf gebrachten Geldmasse verminderte Werth desselben eine mitwirkende Ursache der erhöheten Getreidepreise, und da dieses Geld nur in den Händen der Landbauer ist, eine Ursache des Mangels für die ärmere Volksklasse.

5) Endlich aber und hauptsächlich ist der Grund der außerordentlichen Theurung des Getreides in der überhand genommenen Fabrication des Branntweins, und der Menge des dazu verwendeten Getreides zu finden. Beispiele erläutern die Sache. Das Fürstenthum Halberstadt, die Kornkammer der preußischen diesseitigen Staaten, hat zwei Abgründe, welche nicht nur das Getreide seiner eigenen Provinz, sondern auch der kornreichen Grafschaft Mansfeld und einen beträchtlichen Theil des Herzogthums Magdeburg und der Fürstenthümer Anhalt verschlingen, und dieses zum nothwendigsten Lebensunterhalte der Menge so nothwendige Produkt zu einem gewiß sehr unedlen Zwecke, zum Nachtheile der Moralität und des Wohlstandes vergeuden. Diese Abgründe sind die Städte Quedlinburg und Wernigerode. Der erste Ort hat einen so beträchtlichen Ackerbau, daß er mehr Getreide gewinnt, als seine Einwohner an Brod und Bier verzehren können. Gleichwol werden in diesen Schlund wöchentlich in ungefähr 70 Blasen, zu 9 Scheffel täglich gerechnet, 4410 Scheffel, also in einem Jahre 229320 Scheffel von auswärts hineingeschüttet, und durch unbegrenztes Branntweinbrennen consumirt. Wenn im Fürstenthume Halberstadt, Wernigerode eingeschlossen, nur 200 Blasen angenommen wer-

den, so consumiren dieselben in einem Jahre 27300 Wispel. Es thut nichts zur Verminderung dieser Summe, daß ein Theil der Branntweinblasen zwei bis drei Monate im Jahre ruhet. Die größern Blasen zu 12 Scheffel und die mehrere Zahl der Blasen, die Mahlmetze und andre Umstände machen, daß man diese Wispelzahl auf das Brennen gewiß als richtig annehmen kann. Und solchergestalt wird die Theurung und der drückende Mangel des Getreides herbeigeführt und die ärmere Volksklasse dem Hunger und Verderben ausgesetzt und an den Bettelstab gebracht.

Ob nun diese Veranlassungen der Theurung alle oder zum Theil gehoben und abgeändert werden können und sollten, darüber mögen folgende unvorgreifliche Meinungen hier aufgestellt seyn!

ad 1) Wenn auch der Anbau des Flachses, der Oelpflanzen, Kartoffeln, Zichorien und Futterkräuter dem Anbau des Getreides in Absicht der Menge nachtheilig ist; so sind doch diese Erzeugnisse alle der Industrie, dem Gelderwerbe, der Erzeugung und Ernährung des erforderlichen Zucht- und Schlachtviehes so vortheilhaft, daß es übel gerathen seyn würde, für dessen Abschaffung oder nur Einschränkung stimmen zu wollen. Der Landwirth muß in seinen Einrichtungen und in seiner Industrie, in Hervorbringung der ihm am mehresten vortheilhaf-

ten Erzeugnisse eben so wenig eingeschränkt werden, als man ihm den Werth davon gewaltsam taxiren, noch ein Maximum oder Minimum festsetzen darf. Die heiligen Rechte des Eigenthums und der Grundsatz, dem Gewerbsfleiße und der Industrie in der Production keine lästige Grenzen zu setzen, als in so weit eine solche Industrie der Gesellschaft und dem Wohle des Staats nachtheilig ist, verbieten dieses.

ad 2) So lange bei dem vermehrten Weitzenbaue die übrigen Kornfrüchte zu dem nothdürftigen Lebensunterhalte hinreichend sind, so lange mag immerhin so viel Weizen gebauet und außer Landes verkauft werden, als der Landwirth es vortheihaft für sich findet. Dieser auswärtige Vertrieb des Weizens zu hohen Preisen bereichert den Landmann und macht ihn wohlhabend; er wird in den Stand gesetzt, dem Künstler und Handwerker Arbeit zu geben und ihn dadurch zu ernähren, und dieser active auswärtige Handel deckt den Ausfall in der Handlungsbilance des Staats. Kein Staat im deutschen Reiche ist im Stande, alle die Bedürfnisse, welche der vermehrte Luxus nothwendig macht, hervorzubringen. Kaffee, Zucker, Gewürze, Farbewaaren u. s. w., die der deutsche Boden nicht erzeugen kann, müssen mit baarem Gelde oder inländischen Producten eingetauscht werden. Ein Land also, das nicht im Stande ist, zu troquiren und

alles mit baarem Gelde bezahlen muß, würde nachgerade verarmen. Deutschland hat einen Ueberfluß an Korn, man lasse ihm also nach, seinen Ueberfluß an Weizen, die zur Nothdurft entbehrlichste Getreideart, auszuführen und Geld dafür ins Land zu bringen!

ad 3) Die Bevölkerung verringern zu wollen, würde unklug seyn. Je mehr hervorbringende Hände ein Staat hat, und je mehr verzehrende Mäuler er besitzt, desto glücklicher, stärker und sicherer ist er in sich. Da Deutschland immer noch eine größere Menge ernähren kann, wenn seine Ernährungsmittel nicht zu andern, schädlichern Zwekken verschwendet werden; so suche man die Bevölkerung eher zu vermehren, als zu vermindern!

ad 4) Die vermehrte Geldmasse in einem Staate vergrößert auch den Luxus; die Luxus- und andre dergleichen Waaren werden mehr gesucht und gekauft, und die Concurrenz der Käufer vertheuert dieselben. Die lange dauernde Theurung des Getreides hat den Werth der Aecker und andrer Grundstücke um mehr als einmal so viel gesteigert, und die Theurung der Lebensmittel hat es nothwendig gemacht, daß andre Producte ebenfalls im Preise aufgesetzt werden müssen, um einigermaßen das Gleichgewicht der nothwendigen Ausgaben mit der Einnahme zu erhalten. Man kann also mit

einer bestimmten Summe Geldes nicht mehr so viel Waare eintauschen, als sonst; das Geld hat folglich wenigern Werth, als vormals. Die Sache ist schlimm, besonders schlimm aber für den Staatsdiener, dessen Besoldung vor hundert und mehr Jahren bestimmt wurde, und für den Handwerker und Tagelöhner, der nicht so viel verdienen kann, um das Brod zu bezahlen. Das Fallen des Geldes im Werthe läßt sich nicht ändern, aber dem letztern kann und sollte abgeholfen werden.

ad 5) Wenn die Frage: ob der Branntwein, dieses deutsche Aqua tofana, dieser Räuber des unentbehrlichsten Lebensbedürfnisses, des täglichen Brodes, wo nicht abgeschafft, doch dessen Fabrication eingeschränkt werden müsse, richtig beurtheilt und ein Resultat daraus gezogen werden soll: so müssen zuförderst folgende Fragen untersucht werden:

a) Welchen Nutzen bringt das Branntweinbrennen, und welchen Schaden verursacht es?

b) Was für Vortheil entsteht durch das Verbot oder die Einschränkung des Branntweinbrennens, und welchen Schaden hat dieses Verbot im Gefolge?

ad a) Durch das Branntweinbrennen

haben in einer Provinz, zum Beispiel im Fürstenthume Halberstadt, etwa 200 Bürger Beschäftigung und Verdienst, sie leben mit ihren Familien davon, und einige werden wohlhabend dadurch. Da der Branntwein größtentheils in's Ausland verfahren wird, so bringt er Geld in's Land, er vermehrt die herrschaftlichen Einkünfte, er macht dadurch die Güterbesitzer reich und wohlhabend, vermehrt den Luxus, wobei der Künstler und Handwerker gewinnt, giebt eine gute Mastung des Schlachtviehes, und schafft gutes Fleisch zum Verkauf. Viel mehr Vortheile lassen sich davon nicht aufzählen.

Aber seine Nachtheile? der Branntwein consumirt das zum Lebensunterhalt nothwendige Getreide in einem so großen Maaße, daß auch bei reichen Erndten ein Mangel in Hinsicht des Brods entsteht. Da der Brantweinbrenner, um sein Mastvieh nicht hungern, seine Blasen nicht kalt werden zu lassen, und aus andern in der Natur dieses Geschäfts gegründeten Ursachen, es nicht unterbrechen und aussetzen kann, also beständig fortbrennen muß: so ist er gezwungen, immer Getreide in Vorrath zu kaufen, und zu überbieten, und so entsteht bei der vielen Concurrenz unter sich, und mit dem Brodbäcker und Bierbrauer, Theurung. Wenn die Theurung des Brods so groß wird, daß

der Preis desselben mit dem Preise der Kunstproducte und des Tagelohns nicht mehr in richtigem Verhältnisse steht, d. h., wenn die Kunstproducte, nach Abzug des Werths der Materialien, nicht so hoch im Preise sind, um so viel Gewinnst übrig zu lassen, daß der Künstler sich davon ernähren kann: so muß diese Klasse Menschen nothwendig verarmen, sie kann die Materialien nicht mehr zu ihrem Metier anschaffen, sie muß selbiges liegen lassen, betteln gehn, verhungern. Diese Noth nimmt immer mehr zu. Der arme Handwerker bettelt, betrügt, stiehlt, trinkt Branntwein, weil er das Brod nicht mehr bezahlen kann, und ruinirt seine leibliche und moralische Existenz; bei dem Mangel an Kleidung und Feuerung, bei dem Genuß unnatürlicher Nahrungsmittel, und bei den daraus erfolgenden Unordnungen entstehen ansteckende Krankheiten, welche Tausende in's Grab bringen. Also um 200 wohlhabenden Bürgern, die auf andre Art, als von Bereitung des Branntweins, leben können, Erwerb zu schaffen, werden 10,000 arme Handwerksleute ruinirt, und mit ihren Familien an den Bettelstab und in's Grab gebracht, und, anstatt die Geldmasse eines Staats verhältnißmäßig vertheilt zu sehen, kommt selbige allein in die Hände des Ackerbautreibenden: ein Drittheil wird reich, und zwei Drittheile verarmen; und wer mag die übeln

Folgen alle berechnen, die dieses Uebel sonst zuwege bringen kann! —

Die Landespolizei verbietet, wenn die Getreidepreise eine gewisse Höhe erreicht haben, die Ausfuhr des Getreides, vermuthlich in der Absicht, dasselbe im Lande zu behalten, und die Preise davon herunter zu bringen; und gleichwol gestattet dieselbe, das Brodkorn zu Branntwein zu verbrennen, und so dasselbe auszuführen, und dieses wieder in der Absicht, Geld dafür in's Land zu ziehen.

Wenn diese Absichten richtig errathen sind, so handelt die Landespolizei äußerst inconsequent. Aus einem Wispel Getreide werden ungefähr 200 Maß Branntwein gebrannt; auf einem vierspännigen Wagen können nur 1½ Wispel Getreide, aber 2500 Maß Branntwein, folglich effective mehr als 12 Wispel, ausgefahren werden. Durch die Verwandelung des Brodkorns in Spiritus wird nicht nur die Ausfuhr des Getreides erleichtert und vermehrt, sondern auch noch die Feuerung, das Holz, verschwendet. Warum also nicht lieber den Branntwein, dieses schädliche und ganz entbehrliche Product verbieten, und die Ausfuhr des Getreides frei lassen? Es würde dadurch ein Uebel weniger in der Welt seyn, eine gute That mehr gethan, unsre nothleidenden Mitmenschen gesättigt, das Geld dafür ebenfalls in's Land gebracht, und die Theurung in

Brod und Holz eher vermindert als vermehrt werden.

Durch das Branntweinbrennen wird die Viehzucht offenbar mehr gehindert als vermehrt. Denn die durch das Brennen verursachte Theurung des Getreides ist der Grund, daß der Landwirth weniger Schweine und Rindvieh aufzieht, weil er seine Körner mit mehr Vortheil in Natur verkauft, als in die Viehzucht steckt, und hierin liegt die Ursache der übermäßigen Theurung des Schweine- und alles Fleisches. Wenn alles in einem Jahre gewonnene Getreide, mittelst der Branntweinbrennerei, bis auf den letzten Scheffel von einer neuen Erndte consumirt wird, also keine alte Vorräthe in das folgende Jahr übergehen, so ist ein Land bei Unglücksfällen, bei Mißerndten, der Gefahr der Hungersnoth ausgesetzt, und wer kann das Unglück berechnen, wenn einmal alsdann einige Mißjahre hinter einander folgen?

Die Vermehrung der Geldmasse in einem Staate macht ihn nicht reicher; ein Landgut, welches sonst 50,000 Thaler werth war, gilt jetzt gewiß dreimal so viel, und mit einer bestimmten Summe Geldes können jetzt nicht halb so viele Lebensbedürfnisse bestritten werden, als vormals; folglich macht der Besitz mehreren Geldes weder wohlhabender, noch das Leben bequemer. Ein Mädchen von 10,000

Thaler hat jetzt weniger Freier, als vor 30 Jahren ein Mädchen von 1000 Thaler hatte. Die in dem Branntweinbrennen ihren Grund habende Theurung hat also zwar mehr Geld, aber keine größere Wohlhabenheit, keine Glückseeligkeit in's Land gebracht.

Werden diese Vortheile und Nachtheile des Branntweinbrennens mit einander balancirt, so muß nothwendig das unpartheiische Urtheil dahin ausfallen, daß selbiges vielleicht 200 Menschen nützlich, aber 20,000 andern nachtheilig, also ungleich mehr schädlich als vortheilhaft ist; daß also dasselbe überhaupt eingeschränkt und in gewissen Fällen ganz verboten werden müsse.

ad b. Durch die Einschränkung des Branntweinbrennens auf immer würde bewirkt werden, daß der Getreidepreis, der bei den oben angeführten Ursachen, der jetzigen Art der Cultur des Landes, der vermehrten Bevölkerung, der Ausfuhr des Weitzens und andrer Getreidearten in Natur, außer Landes, nie bis zu einem zu geringen Preise fallen wird, immer dem Werthe andrer Dinge und dem Erwerbe der andern Classen verhältnißmäßig bleiben, und der Handwerker und die arme Volksclasse im Stande seyn würde, ihren Brodbedarf zu bezahlen. Die große Noth, das Betteln, Stehlen und die damit sonst verbundenen Uebel würden, wo

nicht ganz, doch größtentheils, aufhören; es würde immer ein hinreichender Vorrath aus einer Jahreserndte zur Deckung des Ausfalls eines künftigen Jahres übrig bleiben, die Holzverwüstung würde eingeschränkt werden, die Branntweinbrenner würden sich auf nützlichere Gewerbe legen, die Bevölkerung würde, anstatt vermindert, vermehrt werden können; jede Classe der Staatsbürger würde im Stande seyn, ihre Beiträge zur Staatsausgabe ordentlicher zu bezahlen, die enorme Contribution, die der wohlhabendere Theil der Bettelei entrichten muß, würde aufhören, und dieses alles aus dem Grunde, weil, wenn das Branntweinbrennen nur auf sechs, oder den Umständen nach auf drei Monate eingeschränkt würde, resp. 13650 Wispel, oder 20475 Wispel Getreide zu dem nothdürftigen Brodte und Lebensunterhalte in einer einzigen Provinz erspart und dazu verwendet werden können.

Der Nachtheil, den diese Einschränkung und das Verbot bringen kann, könnte allein der seyn: daß, wenn diese Consumtion des Korns zum Behuf des Branntweins eingeschränkt wird, die Concurrenz im Ankauf desselben, und damit zugleich der Preis davon, vermindert würde. Die Domainen- und andre Pächter würden nicht durch übermäßige Preise ferner in kurzer Zeit ohne Mühe reich werden, und viele Capitalisten weniger seyn, die Gutseigenthümer

mer würden, bei eigner Verwaltung ihrer Oekonomie, in ihren Einkünften einen Ausfall leiden, der Werth der Grundstücke könnte sich alsdann vermindern, die herrschaftlichen Cassen würden einen Ausfall in ihren Etats merken.

Aber diese Uebel sind keine Uebel, und beruhen nur in der Einbildung. Und wenn es für einige Menschen kleine Uebel wären, so müssen solche der Noth einer größern Menschenclasse und größern Uebeln nachstehen. Die Verminderung der zu theuern Kornpreise ist kein Uebel, sondern der Wunsch jedes billigen Menschenfreundes. Die Pächter mögen immerhin sich mit dem sauern Verdienste der Armuth nicht mehr übermäßig bereichern, diese werden denselben zu ihrer Nothdurft behalten, und das Geld wird im Lande bleiben. Die Pachtpensionen werden immer bleiben, wie sie jetzt sind, da sie von keinem vernünftigen Pächter auf die jetzigen enormen Preise berechnet sind. Der Werth der Grundstücke mag immerhin fallen, und dadurch der Werth des Geldes sich erhöhen; der Staat kann, wenn er es bedarf, den Ausfall der Branntweins-Accise auf andre Art decken.

Aus dieser Gegeneinanderstellung der Vortheile und des Schadens des Branntweinbrennens, ergiebt sich folgendes Resultat:

Die Landespolizei ist nicht nur berechtigt, son-

dern auch verpflichtet, der übermäßigen Theurung der Getreidepreise abzuhelfen: Da das Branntweinbrennen die Ursache dieser Theurung, der Branntwein an sich aber ein entbehrliches, und überdies der Menschheit nachtheiliges, Product ist: so ist sie alsdann, wenn die hohen Preise, der Barometer des Mangels an Getreide, diesen bezeichnen, dessen Fabrication einzuschränken schuldig. Dieses kann leicht geschehen, wenn die Branntweinsblasen, sobald die Gerste 28, der Roggen 40 gilt, auf sechs Monate im Jahre — bei höherm Preise auf acht Monate — geschlossen werden.

6) Der spukende Sarg an der Heerstraße. *)

Wie leicht der Mensch nicht nur durch ein ihm unvermuthet aufstoßendes Schreckbild der Phantasie, sondern auch durch Gegenstände, die er wirklich, ohne sich zu täuschen, mit offenen gesunden Augen sieht, in die unangenehmste Bestürzung gesetzt, und zu bangen Besorgnissen verleitet werden kann; wie

*) Von einem Sächsischen Prediger.

wohl er hingegen thut, wenn er sich ein Herz faßt, auf die Furcht erregende Sache dreist losgeht, und sie von allen Seiten betrachtet, um sich sowohl von der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes, als auch von dem Ungrunde seiner Furcht zu überzeugen; das kann ich mit folgendem Vorfalle erläutern, der mir in meiner Jugend, als ich auf dem Gymnasium zu F*** studirte, aufgestoßen ist. Ich wohnte in einem Hause mit dem Auditeur des daselbst in Garnison stehenden Staabes eines Dragonerregiments, und erfuhr von ihm, daß ein kleines Kommando von 6 Pferden zur Abholung eines in M*** aufgekauften Fouragetransports, befehligt sey, und übermorgen dahin abgehen würde. Da ich ihm gesagt hatte, daß ich wegen der Hundstagsferien, die eben eingetreten waren, nach meinem, eine starke Stunde hinter M*** gelegenen, Geburtsorte, zu meiner kranken Mutter reisen wollte, so bot er mir sein Reitpferd an, um mit demselben den größten Theil des Weges zu machen, und es in M*** an die mich begleitenden Dragoner zurück zu geben. Ich nahm diesen Antrag um so mehr mit Freuden an, weil ich ohnehin gern einmal einen Ritt versuchen wollte, und ritt mit dem Detachement früh um zwei Uhr, um der schwülen Hitze des Tages auszuweichen, von F*** aus. Unterweges kehrten die Dragoner in ein Wirthshaus

ein, um zu frühstücken. Da es mir aber dazu noch zu früh war, ritt ich allein voraus, in der Hoffnung, daß sie mich bald wieder einholen würden. Dies geschah auch; aber wie? Zwischen den beiden Dörfern, durch welche der Weg mich führte, lag ein Busch, der mit dichtem Gehölze bewachsen war, und viel Schatten gab. Je tiefer ich hinein kam, desto dunkler ward's, zumal da der Himmel noch überdies mit schwarzen Gewitterwolken umzogen, und die Sonne noch nicht aufgegangen war. Auf einmal wird mein Pferd stutzig, spitzt die Ohren, fängt an zu schnauben, zu scharren, und äußerst unruhig zu werden. Ich sehe mich um, und erblicke vor mir, in der Ferne eines Büchsenschusses, ein Licht, das bald hell aufflackert, bald wieder bis zum anscheinenden Verlöschen matt wird. Nun wußte ich die Ursache, warum mein Pferd nicht weiter fort wollte; gern wäre ich abgestiegen, wenn es nur dazu stille genug hätte stehen wollen. Auf einmal blitzt das Licht in der Ferne wieder auf; mein Pferd thut einen Seitensprung, — setzt mich ab, — macht links um, reißt sich aus dem Busche zurück, wiehert seinen Gefährten entgegen, und läßt sich von den Reitern auffangen. Ganz säuberlich zur Erde niedergesetzt, raffe ich mich vom Boden wieder auf, blicke in die fatale Gegend hin, und werde endlich gewahr, daß das Licht verloschen ist,

und nur noch zu glimmen scheint. Nun muß ich gestehn, daß ich eben keine Lust hatte, den Spuk näher zu untersuchen, weil mich doch eine gewisse Furcht anwandeln wollte. Da ich aber hörte, daß die Dragoner sich wieder näherten, und mich treffen mußten, so bekam ich Herz, ging tiefer in das Dickicht des Gebüsches hinein, mithin näher auf das glimmende Licht zu, und erblickte einen schwarzen Sarg, mit einem weißen Kreuze auf dem Deckel. Ich wische die Augen, weil ich zweifelte, ob ich auch recht sähe. Aber es blieb in meinen Augen ein Sarg. Um die Sache mit mehrern Sinnen zu prüfen, und das Gehör zu gebrauchen, ergriff ich einen Stein, womit ich nach dem Sarge warf. Glücklich getroffen! Der Wurf gab einen hohlen, dumpfen Ton von sich. Ich versuch's noch einigemal, bis ich die Laterne, wo noch das Licht glimmte, mit dem Steine getroffen haben mochte, wie ich aus dem Glasklange hörte. Sieh da! ein neues schreckliches Phänomen. Ein Kopf, mit schwarzen Haaren umflattert, richtet sich hinterm Sarge empor, kehrt sich zu mir, und setzt mich mit den Worten zur Rede: Was dieses Werfen mit Steinen bedeuten solle? Ich erwiderte ihm dagegen: Was er hier so frühe zu thun habe? und höre nun folgende Erzählung: Seine Mutter solle heute beerdigt werden. Er habe deswegen den im nächsten

Dorfe für die Leiche bestellten Sarg gestern Abend abgeholt, mit der Schubkarre, worauf er eben noch stehe, bis hieher gefahren, und, weil er müde geworden, und nicht weit mehr von seiner Heimath entfernt sey, habe er die Laterne, weil er, um der Tageshitze auszuweichen, des Nachts gefahren, auf den Sarg gesetzt, und sich dahinter niedergelegt, um bis Morgens hier auszuruhen. Da sey er nun eingeschlafen, bis er durch mein Steinwerfen aufgeweckt worden sey. Nun war der ganze Spuk aufgeklärt. Indessen waren die Dragoner herbei gekommen, lachten über mein Abentheuer, halfen mir wieder auf's Pferd, und so kam ich mit ihnen glücklich an Ort und Stelle.

7) Der funkensprühende Hund beim Hochgerichte. *)

Als ich einst meinen benachbarten Amtsbruder an einem dunklen Herbstabende nach Hause begleitete, und der Weg uns vor einer Gerichtsstäte vorbeiführte, wo ehedem eine Kindesmörderinn ent-

*) Von eben demselben.

hauptet worden war, ward ich in einer nicht allzuweiten Entfernung gewahr, daß von Zeit zu Zeit knisternde Funken aufsprühten, und sogleich wieder verlöschten, gerade so, wie das glühende Eisen zu thun pflegt, wenn es aus der Schmiedeesse gezogen, auf den Amboß gebracht und gehämmert wird. Ich ließ mich nichts merken, und gab nur Acht, ob mein Gefährte die nehmliche Wahrnehmung gemacht haben möchte, und mir sie mittheilen würde. Da dies Letztre aber nicht geschah, sagte ich auch nichts; jedoch sahe ich, daß auch er seine Augen seitwärts auf eben denselben Fleck zu richten pflegte. Das Aufsprühen ereignete sich verschiedenemal binnen einer Zwischenzeit von einer bis zwei Minuten. So viel war zu bemerken, daß es nicht von einem Irrlicht oder Irrwisch herrührte, weil es immer an Einem Orte blieb, und nicht bald hier, bald dort, aufloderte, und herum hüpfte. So gingen wir schweigend, doch immer seitwärts nach dem Ungeheuer hinschielend, neben einander. Jetzt waren wir etwa 100 Schritt davon entfernt. Auf einmal sprüht es wieder mit starkem Knistern und hellen Funken vor uns auf, und nun bog mein Gefährte seitwärts aus, um dem Spuke aus dem Wege zu gehen; ich hingegen ging darauf los.

Er. Wo wollen Sie hin?

Ich. Ich will nur sehen, was da vorgeht.

Er. Ach, bleiben Sie doch zurück! Sie haben keinen Beruf dahin; und was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz. Folgen Sie mir nach Hause! Ich habe immer gehört, daß es auf dem Flecke nicht richtig ist.

Ich. Warten Sie nur eine Weile, bis ich rufe, und dann kommen Sie mir zu Hülfe!

Er blieb stehen, und so ging ich dem Dinge immer näher, bis ich erkennen konnte, daß etwas auf der Erde Liegendes glomm; zugleich aber etwas knurren und murren hörte. Als ich eben im Begriff war, mit meinem Spatzierstocke hinzufühlen, was es wäre, sprühte es wieder so hell auf, daß ich deutlich sehen konnte, daß die Funken aus dem Stocke eines abgehauenen Baumes kamen; dabei ward ich aber auch einen schwarzen Hundskopf mit feurigen Augen ansichtig, so daß ich aus Furcht einige Schritt zurück sprang. Noch größer ward mein Schreck, als ein leibhaftiger Hund über den glimmenden Baumstumpf auf mich zusprang, mich am Rocke faßte, mir in die zum Glück bestiefelten Beine fuhr, mich mit gräßlichem Bellen anfiel, und mich zu Boden gerissen haben würde, wenn ich nicht um mich geschlagen hätte, und auf mein Schreien mein Begleiter zur Hülfe herbei geeilt wäre. Wir suchten uns zwar durch schnelles Laufen zu retten, aber der Hund verfolgte uns immer, und war uns

so auf den Hacken, daß wir ihn nur mit genauer Noth, mit unsern Stöcken, vom Leibe abhalten konnten. Endlich hörten wir nicht weit von uns ein Pfeifen und Locken. Es war der Schäfer, welcher den Hund an sich rief, und uns mit seinem Knechte entgegen kam. Nun bekamen wir nicht allein Schutz gegen den Hund, sondern auch Aufschluß über die ganze Geschichte.

Der Schäfer hatte mit seinem Knechte am Tage, an dem für uns nicht geheuern Orte, eine Grube gegraben, worin er, nach der Gewohnheit der Einwohner in dieser Gegend, seine von dem gleich an dem Orte liegenden Acker eingeerndteten Kartoffeln aufbewahren, und vor dem Winterfroste schützen wollte. Während dieser Arbeit hatten sie die Aufsicht auf die Heerde dem Jungen überlassen, und dieser hatte sich indessen in einem daneben stehenden alten, verwitterten Baumstamme ein Feuer angemacht, um in der glühenden Asche Kartoffeln zu braten. Nach gethaner Arbeit gehen alle drei, und treiben ihre Heerde nach Hause, lassen aber den Hund bei der offenen Grube, in welche sie morgen die noch übrigen Früchte bringen wollen, zur Nachtwache, der Diebe wegen, zurück, ohne sich weiter zu bekümmern, ob nicht etwa noch Feuer in dem alten Baumstamme zurückgeblieben seyn möchte. Des Abends weht der Wind, facht die

verborgenen Funken unter der Asche an, und erregt mit jedem stärker werdenden Luftzuge das Hervorsprühen derselben, welches mir und meinem Gefährten so auffallend war. Der dahinterliegende Hund wird durch meine Annäherung wach, und fährt, weil er uns nicht kennt, und nichts Gutes zutraut, auf uns los. Der Schäfer hört in seiner nicht weit entfernten Wohnung das tobende Gebell seines Hundes, fürchtet Zuspruch von Dieben bei seiner Kartoffelgrube, und begegnet uns, von seinem Hunde verfolgt, mit seinem Knechte, um sein Eigenthum zu schützen. Wir werden erkannt, gerettet und so geht jeder ruhig nach Hause. Ich fragte den Schäfer unterweges: Warum er seinen Kartoffelkeller an einem so übel berüchtigten Platze gegraben habe? — „Eben weil auf diesem Platze „das Gericht ist, — erwiderte er, — habe ich — „die Kartoffeln hier so lange am sichersten ver„wahrt, als man sich dem Platze bei nächtlicher „Zeit, wegen der mancherlei fürchterlichen Sagen „zu nähern scheut. Ein Wenig Aberglauben, wie „Sie, Herr Pastor! es nennen, kann nach meiner „Meinung nicht schaden; wenn die Leute mehr an „Gespenster und Teufel glaubten, und sich davor „fürchteten: so würden wir vielleicht nicht so oft be„stohlen werden." — ! — .

8) Die Verdeutlichung.

Als der berühmte Capellmeister Naumann auf seiner Reise nach Stockholm in der ersten kleinen schwedischen Stadt anlangte, fragte ihn der Unterofficier am Thore um seinen Paß, Stand und Namen. Naumann erwiderte: er sey churfächsischer Capellmeister, und gehe auf einen Ruf des Königs von Schweden nach Stockholm. Der Unterofficier aber wußte nicht, was ein Capellmeister sey, und so viele Mühe sich auch Naumann gab, ihm einen Begriff davon zu machen, so gelang es ihm doch nicht. Ungeduldig über diesen unnöthigen Verzug, rief Naumann endlich aus: „Herr! Ich stehe in churfächsischen Diensten, bin „der General aller churfürstlichen Musicanten, und „reise auf Verlangen Ihres Königs nach Stock„holm, um dort alle königliche Musicanten exerci„ren zu lehren.“ — „Ah! Wenn das ist,“ versetzte der Unterofficier mit ehrfurchtsvoller Verbeugung, „denn passiren Euer Excellenz allerdings. „Bursche heraus, in's Gewehr! Ein churfächsischer „General der Musicanten!“ Eilig stürzte die ganze Wache heraus, trat in's Gewehr, und Naumann fuhr mit mühsam erhaltenem Ernste durch die militairischen Ehrenbezeugungen in die Stadt.

9) Der schöne Leichenzug.

Im October 1804 hatte man in Paris ein eignes rührendes Schauspiel. Ein junges, sehr schönes und gutes Mädchen von 18 Jahren, das auf dem Markte Getreide feil hatte, starb. Ihre Gespielinnen, die sie alle liebten, behängten am Tage des Leichenzuges die Hausthür mit Blumenkränzen, und 30 derselben, alle weiß gekleidet, mit einem langen Schleier, und Blumensträußen in der Hand, trugen abwechselnd je 6 und 6 den Sarg nach der Kirche St. Eustache. Vier Kinder hielten die Enden des Leichentuchs, und mehr als 1200 Menschen folgten der Leiche.

10) Aufmunterung zu einem gemeinnützigen Diebstahle.

Der Herr Graf v. Berchtold in Mähren hat die von ihm durch eine Prämie veranlaßte, und auf seine Kosten gedruckte „Anleitung, die Menschen vor Lebensgefahren zu bewahren und daraus zu retten," nicht nur in ganz Europa versendet und umsonst austheilen lassen, sondern fordert auch

in dem Brünner Tageblatte alle Nachdrucker auf, sich dieselbe als eine gute Beute zuzueignen.

11) Klugheits-Regeln zur Verhütung der Einbrüche.

Es kann keine vergebliche und undankbare Mühe seyn, diejenigen Vorkehrungen öffentlich bekannt zu machen, welche man überall, besonders bei dem Aufenthalte auf dem einsamen Lande, anzuwenden hat, um sich gegen Diebeseinbrüche sicher zu stellen; zumal da sich diese Mittel in der langen Erfahrung des Verfassers dieses Aufsatzes bereits bewährt erwiesen haben.

1. Man versehe sämmtliche Fenster inwendig, nicht von außen, mit Laden, und lasse diese gehörig befestigen; so wie auch die Thüren, von innen mit vorzuschiebenden Queerbalken verfestigt, mehr Sicherheit leisten, als die besten Schlösser.

2. Diejenigen Thüren und Fensterladen, welche, wegen ihrer versteckten Lage, den einbrechenden Dieb am meisten reizen möchten, lasse man inwendig mit Eisenblech beschlagen; weil dann alle diebische Instrumente wenig oder gar nicht anwendbar seyn werden.

3. Vor Thüren entlegener Gemächer, die in das Haus, oder aus Kammern in Stuben führen, läßt man auswärts Riegel anbringen. Dadurch wird dem Diebe der Eingang aus einem in mehrere Zimmer versperrt. Er kann dann höchstens nur das Behältniß ausräumen, in das er gestiegen ist, z. B. die Küche, oder eine Kammer.

4. Man entferne aus der Nachbarschaft des Hauses alle Leitern, damit man den Dieben das Einsteigen nicht erleichtere.

5. Aus gewissen physischen Gründen, die ich hier mit Fleiß verschweige, sind Hündinnen nützlicher als Hunde.

6. Uebrigens werden jene mit mehrern Nutzen im Hause, als außer demselben gehalten. Aber Hündchen pflegen des Nachts, anstatt zu bellen, sich zu verkriechen. Es sind daher die größern und beherztern, und unter diesen besonders die Spitze, als gute Wächter zu empfehlen. Auch strafe man ja nicht den bellenden Hund, gesetzt auch, daß er uns je zuweilen anscheinlich vergeblich im Schlafe störte. Ohne Veranlassung und Geräusch wird er nicht bellen.

7. Jeder Bemittelte lasse, zumal in abgelegenen Häusern, bei langen Nächten, wenigstens in Einem Zimmer, ein Nachtlicht brennen.

8. Gutes Schießgewehr, und wäre es auch nur

mit Erbsen, oder gar nur blind geladen, gehört mit zu den bedeutendsten Sicherungs- und Verhinderungsanstalten gegen Diebe, zumal wenn der Hausherr dafür sorgt, daß dieser und jener das Daseyn und die Bestimmung des Gewehrs erfährt. Auch das bloße Schießen zum Fenster hinaus wird leicht jemand wecken, der den Bedroheten zu Hülfe eilt. Wenigstens muß der Dieb es befürchten.

9. Wo es bei Strafe untersagt ist, durch Abbrennung eines Gewehrs die Schlafenden in ihrer Ruhe zu stören, kann man sich auch eines andern, in die Ferne schallenden Werkzeuges bedienen; z. B. einer stark schreienden Pfeife, einer Knarre ꝛc.

10. Man bringe Glockenzüge aus der Schlafkammer in die Gesindekammer an. Oder was noch sicherer ist, und selbst das Lermschießen überflüssig macht, man veranstalte

11. ein Geläute, das ganz oben in dem Hausgiebel angebracht ist, und, bei bemerktem Diebesgeräusche, von dem Schlafzimmer aus, sogleich in Bewegung gesetzt werden kann.

12. Man lasse nicht aus der Acht, daß die Sonnabendsnächte zwiefache Vorsicht nöthig machen, indem die Erfahrung bestätigt, daß in dieser Nacht die mehrsten Diebstähle begangen werden.

13. Man zeige nicht jedem ohne Unterschied

alle Gelegenheit im Hause; wähle zu Dienstboten Personen von geprüfter und bewährter Treue und belohne sie ihrer Ehrlichkeit gemäß.

12) Pracht des Beilagers Herzog Karl's von Burgund.

(Aus Joh. Stumpf's Chronik III. 10.)

„Anno 1468 hielt Carolus, Herzog von Burgund, der Kriegerische und Stolze genannt, sein drittes eheliches Beilager mit der Königinn Margarethen aus England, zu Brück in Flandern. Da war viel köstliches und wunderliches Prachts. Der Saal war mit güldenen Tüchern behängt, er und die Braut hatten güldene Stück an. Auf den Tischen stunden 30 köstliche Schiff, gemacht mit Menschen und Segeln, die waren geladen mit Gebratenes, und ein jegliches hatte 4 Boden, darin waren Zugemüse, zwischen jedem Schiff ein Tabernakel, darunter standen Pasteten.

Es kam ein Pferd für den Tisch, bereitet wie ein Einhorn, darauf saß ein Knabe, bereitet wie ein Beer. — Darnach kam ein Löwe für die Tafel,

fel, darinnen waren vier Sänger, die sungen gar lieblich aus dem Löwen. Den andern Abend spielte man Herculis Comödien. Darnach kam ein Greiff, daraus flohen allerlei Vögel. — Den dritten Abend hatte man einen großen Thurm, in dessen Fenstern lagen sechs Beeren, die bliesen mit Trommeten. Darnach kamen 10 Geißböcke und Wölfe, die pfiffen und flöteten. — Darnach gingen einher viel Esel, das waren eitel köstliche Sänger; darnach kamen viele Affen, einer pfiff, die andern tanzten um den Thurm den Moriskentanz. Es kam ein Wahlfisch, 18 Schuh lang und 16 Schuh hoch, in deme gingen 40 Mann, und da er für die Königinn kam, liefen aus Fisches Munde 12 wilde Männer, die sprungen und kämpften, und jagte einer den andern wieder in des Fisches Mund und Bauch. — So wurden allerlei Rennen und Stechen gehalten.

Man mußte 8 Tage lang zu diesem prächtigen Beilager haben täglich 800 silberne Blatten, 16 Ochsen, 10 Schweine, 600 Pf Specks, 100 Pf. Ochsenmark, 200 Hammel, 250 junge Lämmer, 250 junge Ferklein, 100 Haasen, 800 Kaninchen, 300 Saalen, ist eine Art Vögel, 200 Phasanen, 200 Wasservögel 800 Rebhühner, 400 Tauben, 200 Schwanen, 100 Pfauen, 400 Hähne, 1000 junge Hühner, 500 Kapaunen.

Als dieser stolze Herzog zum Kaiser Friedrichen kam, Anno 1473 gen Tryer auf den Reichstag mit 5000 wohlausgeputzten Reutern, hatte er ein gülden Stück an, mit Perlen und edlen Gesteinen besetzt, das geschätzt ward auf zweihundert tausend Goldgülden.

Da er Kayserliche Majestät und die Reichsstände zum Panket bat in S. Maximini Kloster, hatte er es allenthalben mit güldenen Stücken, und köstlichen Tapezereyen, mit Sammet, Seyden, Gold, Silber, Perlen, edlen Gesteinen, also geschmücket und gezieret, daß jedermann sich darüber verwundern mußte. Alle Gefäße zu essen und trinken gebrauchet, waren silber und gülden, je eines größer, schöner und anders gestalt, als das andere, geziert mit Perlen und edlen Gesteinen.

Zum erstenmahl setzte man 14 köstliche Gerichte auff. Zum andernmale 12. Zum drittenmal 10. Zum vierdten 50 güldene Schüsseln mit Gewürze, Zucker, und allerley Confect, deren Schüsseln eine die größte ward geschätzet auf 6000 Gülden. Für den Trachten zogen her 16 Grafen, in güldene Stücke bekleidet, mit Perlen und edlen Gesteinen geziert und allerley Spielleute. Der Diener waren sechshundert, mehrentheils Edle aufs Schönste geschmückt; und zweyhundert Trabanten warteten auf."

13) Gute Mutter und Kindesmörderin in Einer Person.

Zu Rothenburg an der Tauber sollte 1525 eine Kindesmörderinn ersäuft werden, aber der Nachrichter erbat ihr Begnadigung, indem er anzeigte: „da ihm seine Hausfrau gestorben, wolle er jene, um seiner unerzogenen Kindlein willen, heirathen.“ Es ward ihm zugestanden.

14) Uneigennützigkeit.

Die berühmte Gaussin lebte in einem zärtlichen Verhältnisse mit dem Financier Bouret. In einer Stunde des Entzückens zeichnete er seinen Namen auf ein gestempeltes Blatt und übergab ihr dieses. Es hing von ihr ab, ein Eheversprechen oder einen fürchterlichen Wechsel über die Unterschrift zu setzen. Nach einiger Zeit, bei kälterem Blute, wird ihm bange vor dem Gebrauche, den sie davon gemacht haben kann. Er frägt furchtsam an, er dringt endlich in sie, um zu erfahren, was aus dem Blatte geworden ist. Sie lacht über seine Angst; sie neckt ihn; endlich zeigt sie es ihm

vor. Er schlägt es eilig auf und findet die Worte: „Ich verspreche, meine Gaussin ewig zu lieben.“

15) Feine Manier.

Ein würdiger, seiner Tapferkeit, Bescheidenheit und Sanftmuth wegen gleich sehr geschätzter General, welcher in seinem Hause zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht hatte, daß jeder vor Mitternacht zu Hause und im Bette seyn mußte, nahm einen jungen Adjutanten in sein Haus auf, der öfters wider diese kluge Verfügung sündigte. Da gewisse Seitenwinke nichts fruchteten, so bediente der General sich des folgenden Mittels, die alte Ordnung herzustellen. Als der junge Officier wieder einmal bis zum Tagesanbruche ausgeblieben war, pochte er ganz leise an die Thür und erwartete, daß der Pförtner aufstehen würde, um die Thür aufzumachen. Aber an dessen statt sah er den General mit einem Lichte vor sich stehen. Der junge Officier suchte sich, so gut er konnte, zu entschuldigen. „Kommen Sie immer herein, (unterbrach ihn der General,) ohne Umstände! ich wußte, daß Sie ausgegangen waren; da ich es aber, seitdem ich in diesem Hause commandire, immer so gehal-

ten habe, daß jeder um zwölf Uhr in seinem Bette seyn muß, so besorgte ich, man möchte Sie warten lassen, und hielt es daher für das beste, mich nicht eher niederzulegen, als bis Sie zu Hause seyn würden.“ Dieß hatte die erwünschte Wirkung.

16) Heilung des tollen Hundsbisses.

Dubernard, Wundarzt zu Lobez, hat drei Menschen, die ein toller Hund gebissen hatte, durch folgende Mittel völlig curirt. Die Wunden wurden erweitert, mit einer starken Auflösung von Meersalz sorgsam gewaschen, und dann mit einem glühenden Eisen gebrannt. Unmittelbar nachher wurden sie mit einem Blasenpflaster bedeckt und die Eiterung ward einen ganzen Monat unterhalten. Nach dem ersten Verbande mußte der Kranke sogleich 15 Tropfen Alkali volatile in zwei Unzen Wasser einnehmen und damit vierzehn Tage täglich dreimal fortfahren; nach diesen wurde die Dosis bis auf zwanzig Tropfen verstärkt, aber nur zweimal des Tages genommen, bis zum vier und dreißigsten Tage. Am vier und vierzigsten Tage gingen die Gebissenen völlig hergestellt an ihre Geschäfte.

17) Spielsucht der Vorzeit im Vergleich mit der jetzigen.

Als einst Churfürst Friedrich der zweite von der Pfalz mit dem Bischofe von Eichstädt Charte spielte, so setzte jener auf jede Charte einen Kreuzer; daraus machte ihm aber der Bischof eine Gewissenssache, und nannte es ein sehr hohes Spiel, das viel zu groß sey, indem man dabei ja wol einen ganzen Gulden verlieren könne!

18) Der Eisschmaus der Armen.

Einem reichen, sehr geizigen Manne, der den ganzen Sommer über niemand zum Essen gehabt, und folglich auch nicht viel Gefrornes verbraucht hatte, meldete sein Koch im Januar, daß der Eiskeller noch voll von vorjährigem Eise sey, und begehrte zu wissen, was er damit anfangen solle. — „Wenn das ist, so gebt es den Armen," sagte sein Herr in einer Anwandlung von Generosität.

19) Artigkeit.

Ein gewisser Hauptmann von Mannteufel hörte einmal den Superintendent Wettengel predigen, und wurde durch dessen Predigt zu folgenden Versen begeistert:

„Wenn wir auf Erden Engel hätten,
„So wollt' ich wol mit ihnen wetten,
„Wer schöner Gottes Lob erhebt,
"Sie, oder Du?"

Darauf antwortete ihm der Prediger:

„O wäre jedermann ein Teufel,
„Dem Namen nach, wie Du es bist;
„So wär' auch jeder ohne Zweifel
„Ein guter Engel und ein Christ"

Mannteufel endete das Spiel durch die Erwiderung:

„Wollt' ich das Wortspiel weiter treiben,
„So würde mir zuletzt nur Schande übrig bleiben;
„Drum will ich mich in meine Schwachheit beugen;
„Denn wo ein Engel spricht, da muß der Teufel schweigen."

20) Verbindliche Störung im Schlafe.

Galand, der Uebersetzer der Tausend und Eine Nacht, fing alle seine Erzählungen mit den Worten an: „Wenn Du nicht schläfst, liebe Schwe„ster, so erzähle uns eines von Deinen schönen Ge„schichtchen.“ — Einige junge Leute erhoben des Nachts unter seinem Fenster einen großen Lerm, und, als er nach der Ursache fragte, riefen sie alle: „Wenn Sie nicht schlafen, lieber Herr Galand, „so erzählen Sie uns eines von Ihren schönen „Geschichtchen!“ —

21) Kann die Justiz zu vorsichtig seyn?

Zu Nancy ist ein gräßlicher Justizmord nach 36 Jahren endlich völlig enthüllt worden. 1769 wurden sieben Männer einer Räuberei beschuldigt, und vier derselben von dem Parlament zu Metz zum Galgen, und die übrigen drei zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Das Urtheil wurde an sechs wirklich vollzogen, der siebente entwischte. Achtzehn Jahre nachher gestand ein Zigeuner, den man in Wirtemberg arretirte, daß er und seine Bande

jenen Raub begangen habe; die Verurtheilten waren also unschuldig. Der verstorbene Präsident, Dupaty, nahm sich im Jahre 1788 derer an, die noch auf den Galeeren schmachteten, und wollte die Widerrufung des Urtheils bewirken; er ließ sogar die Rechtfertigungs-Urkunden drucken: aber er starb, ehe sein Unternehmen ausgeführt wurde, und erst jetzt, da die Unglücklichen nach Anerkennung ihrer Unschuld noch 17 Jahre auf den Galeeren als Verbrecher gelitten hätten, wären sie nicht gestorben, sind sie frei gesprochen worden! Wer kann das ohne Schaudern lesen! Sollten Ereignisse dieser Art nicht in allen Criminalbehörden der Erde in eigene heilige Bücher gesammelt werden, die immer auf den Richtertischen, als Warnungstafeln, aufgeschlagen lägen?

22) Wachsthum einer Stadt.

Im Jahre 1208 erlangte die Stadt London die erste königliche Freiheit zur Erwählung ihrer eigenen Obrigkeit. 1212 ward die Londoner Brücke von Stein erbaut. 1234 bestanden die Betten der königl. Familie noch aus Strohsäcken. 1246 wa-

ren die Häuser Londons noch alle mit Stroh gedeckt. 1266 wurden Städte und Marktflecken zuerst im Parlament repräsentirt. 1299 wurden Brillen und Windmühlen erfunden. 1300 waren die Kamine noch nicht erfunden, sondern jede Familie saß um einen Feuerbehälter in der Mitte des rauchenden Hauses. Wein ward zu der Zeit bloß von Apothekern als eine Herzstärkung verkauft. Die Häuser waren alle von Holz, und es ward als große Pracht angesehn, auf einem zweirädrigen Karren zu fahren. 1312 vermochte man durch die Erfindung des Kompasses eine Seereise, die sonst drei Jahre wegnahm, in drei Monaten zu vollenden. 1340 bestanden die parlamentarischen Bewilligungen für den König in allerhand Gattungen von Waaren. 1344 ward zuerst Gold in England gemünzt. 1351 waren Vier- und Zweipfennigstücke die größte silberne Münze. 1357 wurden zuerst Steinkohlen von Newcastle nach London gebracht. 1365 waren die Marktflecken von Lancashire so arm, daß sie nicht vermochten, einige Glieder zum Parlament zu senden. 1377 hatte London 42000 Einwohner. 1390 wurden zu Kendal die ersten groben Tücher verfertigt. 1465 wurden bei der Belagerung von Berwick die ersten großen Kanonen in England gebraucht. 1505 ward der erste Schilling gemünzt. 1509 gabs noch keine Kohlarten, Rüben, Sallate

u. d. gl. in England, man führte sie aus den Niederlanden ein. 1543 wurden die ersten metallenen Stecknadeln gemacht, bis dahin bediente sich das englische Frauenzimmer der hölzernen. 1561 trug die Königinn Elisabeth die ersten seidenen Strümpfe. 1577 wurden die ersten Taschenuhren aus Deutschland nach London gebracht. 1590 hatte London nur vier Kaufleute mit einem Vermögen von 400 Pfund Sterling. Die Progression der Bevölkerung und des Reichthums von London von 1720 bis 1750 übertraf die von den Zeiten der Königinn Elisabeth bis 1720. Von 1750 bis 1792 war die Zunahme wieder verdoppelt, und seit der Zeit hat sie sich mehr als je vergrößert.

23) Markgraf Kasimir's dogmatisirendes Edikt.

Markgraf Kasimir von Bayreuth erließ 1525, als der Bauernkrieg sehr überhand genommen hatte, ein merkwürdiges Edikt folgenden Inhalts: Weil der Aufruhr durch ungelehrte und ungeschickte Prediger entstanden, so wolle er jetzt den Predigern befehlen, wie sie predigen sollten. „Sie

„sollten nämlich nicht mehr so schlechtweg behau-
„pten, daß der Glaube allein seelig mache, sondern
„sorgfältig beisetzen: das wäre nur von dem leben-
„digen Glauben zu verstehen. Hauptsächlich soll-
„ten sie aber den Bauern erklären, was denn die
„wahre christliche Freiheit sey; nemlich eine
„Freiheit im Geiste, nicht im Fleische, eine in-
„nerliche, nicht äußerliche Freiheit, ein innerliches,
„geistliches, so wie die weltliche Freiheit ein
„teuflisches Ding sey. Gesetzt also auch, daß
„die Obrigkeiten von ihren Leuten unbillige Dinge
„verlangten, so müßte man sich deswegen ja nicht
„mit Gewalt widersetzen, sondern als ein
„wahrer Christ handeln, der das Unrecht leidet,
„aber nicht thut, und alles Gott befiehlt."

24) Kann Wahn jemals wahrhaft beglücken?

„Von einem schwärmerisch-liebenden Mäd-
chen — so erzählt Kotzebue in seinen Erin-
nerungen aus Paris vom Jahre 1804 — ha-
be ich mir eine Anecdote aufgezeichnet, die sich kürz-
lich zugetragen haben soll, und wol die meisten Le-

ser, wie mich, rühren wird. Sie spielte das Klavier, ihr Geliebter accompagnirte ihr oft auf der Harfe. Er starb. Seine Harfe war in ihrem Zimmer geblieben. Aus der ersten Verzweiflung versank sie in tiefe Schwermuth, und es währte lange, ehe sie sich entschließen konnte, sich wieder an ihr Klavier zu setzen. Endlich that sie es, griff einige Accorde, und horch! die 'gleichgestimmte Harfe tönte. Anfangs überlief ein heimlicher Schauer das gute Mädchen, aber bald empfand sie bloß eine freundliche Wehmuth. Sie war fest überzeugt, daß der Geist ihres Geliebten aus den Saiten der Harfe lispele; das Klavier war nun ihr einziger Trost, denn nur da fand sie die erfreuliche Gewißheit, daß der Geliebte noch um sie schwebe. — Einst trat einer von den herzlosen Menschen, die alles wissen und alles erklären, zu ihr ins Zimmer — das Mädchen gab ihm einen Wink, still zu seyn, denn die liebe Harfe tönte gerade so vernehmlich — er erfuhr, welch ein lieblicher Wahn sie täuschte, lachte und bewies ihr hochgelahrt aus der Experimentalphysik, daß das ganz natürlich zugehe. Von Stund an wurde das Mädchen schwermüthig, und starb bald nachher. —"

25) Der Sackkampf.

Eine seltsamere Art, zur Frau zu kommen, kann es wol nicht geben, als die ist, welcher Valvasor in seiner Geschichte von Crain gedenkt.

Rauber, ein deutscher Ritter, zu den Zeiten Maximilians des Zweiten, war durch seine körperliche Größe und Stärke sehr berühmt, und hatte sich um den Kaiser, seinen Herrn, hoch verdient gemacht. Maximilian hatte eine wunderschöne Tochter, welche er mit einer Gräfinn von Ostfriesland erzeugt hatte, und die der Glanz seines Hofes war. Rauber wagte es, um sie anzuhalten, und erwartete die Erfüllung seines Wunsches von der Treue, welche er bei jeder Gelegenheit gegen ihren Vater bewiesen hatte. Maximilian war ihm dabei gar nicht zuwider.

Es hielt sich aber zu derselben Zeit auch ein spanischer Ritter am kaiserlichen Hofe auf, der seiner Stärke wegen eben so berühmt war, wie Rauber, und an Größe ihn noch übertraf. Dieser hielt gleichfalls um die wunderschöne Helene an. Maximilian sah sich in die größte Verlegenheit gesetzt. Er wollte keinen der Ritter beleidigen, verwies sie daher an ihre beiderseitige Stärke, und versprach dem die Tochter, welcher den andern überwinden würde.

Muthvoll und fest vertrauend Jeder auf seine Kräfte, die die Liebe noch erhöhen würde, umarmte auch Jeder schon in Gedanken Helenen als Gattin, die er errungen habe. Es kam nun darauf an, welche Art des Kampfs um selbige statt finden sollte. Maximilian, wie er entschieden hatte, daß seine Tochter erkämpft werden solle, entschied auch hierüber. Die Ritter machten sich schon gefaßt, auf jede Weise, wie es Rittern zukäme, mit einander zu streiten; als der Kaiser auf einen sehr launigten Einfall kam, dem sie sich, wenn sie seine Tochter haben wollten, gern oder ungern, unterwerfen mußten.

Es wurden zwei Säcke gemacht; der eine nach des Deutschen, der andre nach des Spaniers Länge. Rauber bekam den Sack für den Spanier, der Spanier den Sack für Rauber. Wer nun den andern in den Sack stecken konnte, der sollte Helene haben.

In Gegenwart des Kaisers selbst hub also der Sackkampf an. Beide Ritter kämpften fürchterlich. Man denke sich ihre beiderseitige Stärke! man denke sich den Preis, um welchen sie rangen! man denke sich die Anwesenheit des hohen Schwiegervaters dabei! Kein Wunder, daß es lange währte, ehe der Sieg entschieden ward.

Endlich — siegte der Deutsche, und steckte

den Spanier in den Sack. — Da empfing Rauber den Preis seiner Tapferkeit — Helenen, der trotzige Iberier aber verschwand, und ließ sich nie wieder sehen. — —

Man findet in der Geschichte der Ritter freilich keine Nachahmung eines solchen Sackkampfs weiter; ein Beweis, daß ihnen diese Art von Kampf nicht ritterlich genug geschienen habe. Wenn aber auch Maximilian von der Possirlichkeit bei seinem Einfalle nicht freigesprochen werden kann; so hat er sich doch wenigstens das Verdienst erworben, daß — um ein Mädchen weniger in der Welt Blut geflossen ist.

26) Wurmkranke.

Daß der Wurmreiz die allersonderbarsten Phänomene, besonders in Absicht der Sinne, hervorbringen könne, ist bekannt, aber folgendes, das ich erst kürzlich wahrnahm, scheint mir noch neu. Ein Wurmpatient bekam zu Viertelstunden im nüchternen Zustande den Zufall, daß er alles gelb sah, ohne daß er im mindesten gelbsüchtig oder seine Augenfeuchtigkeit verändert war. Es war also bloß Affectio nervosa, eine Veränderung der Sensibilität

lität des Augennerven in modo, analog mit den periodischen Blindheiten, Flecken, Doppeltsehen ꝛc. was Würmer oft hervorbringen, und verlor sich völlig nach Fortschaffung der Würmer.

(Hufeland in s. Journal der Arzeneikunde Bd. 4. S. 152.)

27) Der unglückliche Scherz.

Im Frühjahre 1804 ereignete sich zu Paris folgende traurige und wenig bekannt gewordene, vielleicht absichtlich unterdrückte, Geschichte.

Der Chef eines Bataillons kam von St. Domingo nach einer Abwesenheit von 15 Monaten nach Paris zurück. Vor seiner Abreise hatte er sich mit Dem. *** verlobt. Nach seiner Rückkunft eilte er zu ihr, und drang in sie, den Tag ihrer Verbindung zu bestimmen. Der nächste Sonntag wird gewählt, und seine Schwester von dem glücklichen Tage benachrichtigt. Unglücklicher Weise geräth dieselbe auf den Einfall, die Liebe ihres Bruders für seine Braut auf die Probe zu stellen, und ihn deshalb eifersüchtig zu machen.

Sie warnt ihn, sich nicht zu enge mit einem Frauenzimmer zu verbinden, das seine Liebe nicht

erwidere, und zu seiner Ueberzeugung bestellt sie ihn auf den andern Tag in das Hölzchen von Boulogne, nächst dem Lustschlosse Bagatelle, um 5 Uhr Abends, wo er seine Braut auf ihrem gewöhnlichen Abendspaziergange mit ihrem gewöhnlichen Abendgesellschafter antreffen werde.

Man kann denken, mit welcher Unruhe er sich auf den unglücklichen Platz begab. Bald darauf erschien seine Verlobte, nicht nur am Arme eines wohlgebildeten Jünglings, sondern denselben auch auf eine Weise liebkosend, die selbst eine minder aufgeregte Einbildungskraft aufs höchste spannen konnte.

Kaum naht sich das Paar dem Platze, wo der Bräutigam versteckt war, so springt er hervor, und schießt beide durch den Kopf. Aber wie groß war nicht seine Verzweiflung, als er in dem ermordeten Nebenbuhler seine Schwester erkannte! — er zog seinen Degen, und stieß sich denselben in die Brust.

In seiner Tasche fand man einen Brief an seine Schwester, in dem er ihr für ihre Nachricht dankte, und ihr sein ganzes Vermögen vermachte. Der Unglückliche war sieben und zwanzig, die Schwester ein und zwanzig, und die Braut neunzehn Jahr alt.

28) Die schnelle Reise.

Jemand, der in einer wichtigen Angelegenheit so rasch als möglich mit Extrapost nach Leipzig reisen wollte, fragte vier Meilen vor Leipzig den Postmeister, durch welches Mittel der noch übrige Weg aufs geschwindeste zurückzulegen sey? — Der Postmeister antwortete: „Man braucht gewöhnlich sechs Stunden; zahlen Sie aber ein Pferd mehr, so schaff' ich Sie in fünf Stunden hin, zahlen Sie zwei Pferde mehr, in vier Stunden." Der Reisende rechnete weiter: also, wenn ich drei zahle, in drei, bei vier in zwei, bei fünf in einer Stunde. — Wissen Sie was, Herr Postmeister, rief er: ich zahle sechs Pferde mehr, so bin ich gleich da.

29) Young's Galanterie.

Als der berühmte Verfasser der Nachtgedanken einst in seinem Garten zu Welwyn, mit 2 Damen am Arm, spatzieren ging, deren Eine, Lady Lee, in der Folge seine Gemahlinn ward, ließ sich ein Herr zum Besuch bei dem Dichter anmelden. Young erwiderte dem anmeldenden Diener: „Sa-

get dem Herrn, ich befände mich in zu guter Gesellschaft, als daß ich mir noch eine andre wünschen sollte." Schmeichelhaft, wie das Compliment für die Damen war, konnten sie doch nicht umhin, den Schmeichler zu ermahnen, sich nicht einer offenbaren Unhöflichkeit gegen den Herrn schuldig zu machen, der ihn besuchen wollte, besonders da dieser ein Mann von Stande und sein Freund war.

Bloße Worte vermochten auf Young nichts; sie faßten ihn also, eine bei dem rechten, die andre bei dem linken Arme, und schoben ihn zur Gartenthür hin, wo er, als er endlich allen Widerstand vergeblich sahe, eine tiefe Verbeugung machte, die Hand aufs Herz legte, und mit der energischen Pantomime, die ihm so eigenthümlich war, folgendes schöne Impromptu sagte, das eine Stelle aus Miltons verlornem Paradiese parodirt:

Also stand Adam da, als er das Paradies,
(ungern-gehorsam ach!) weil Gott gebot, verließ.
Ich gehe, so wie er, und möchte gerne bleiben,
Wie er: weil mich, wie ihn dort, Engel treiben.
Hart war sein Schicksal! Doch viel schwerer ist das meine:
Mir bleibet Eva hier: ihm folgete die seine.

30) Richelieu's feine Bejahung einer zweideutigen Frage.

Richelieu entfernte sich einmal von einem Balle in eben dem Augenblicke, da auch sein König wegging. Sobald er gewahr ward, daß der König dicht hinter ihm herging, trat er auf die Seite, um ihn vorbei zu lassen.

„Ei, warum gehen Sie nicht — fragte der König — sind Sie nicht der Erste?"

Der Nachdruck, mit welchem dieß letzte Wort ausgesprochen wurde, fiel dem Kardinal sehr aufs Herz, denn er fühlte, daß er der Erste in ganz Frankreich war. Anstatt zu antworten, nahm er daher einem Pagen die Fackel aus der Hand, und ging vor dem Könige her.

31) Abnutzung des Geldes.

Ein französischer Mechaniker, Namens Montu, berechnet, daß die cursirenden Geldmünzen dadurch, daß sie aus Einer Hand in die andre gehn, innerhalb 80 Jahren ein Fünftel am Gewicht verlieren, daß also, (um es auf unsre Münzsorten anzuwen-

den) ein Thalerstück, nach Verlauf von 80 Jahren, nur noch etwas mehr als 19 Groschen werth seyn, folglich gegen fünf Groschen am Metallwerth und auch die Prägekosten daran verloren seyn würden. Da dieser Verlust, sagt Herr Montu, bloß durch das Abscheuern des Metalls entsteht, dieses aber vornehmlich an den erhaben geprägten Stellen des Geldes statt findet; so sollten bloß Medaillen mit so erhabenen Figuren, alle courante Münzsorten aber auf die Art geprägt werden, daß Bildnisse, Wappen, Schrift, kurz alles, was erhaben ist, nicht höher als der obere Rand der Münze hervorstehe, die glatte Grundfläche der Münze aber gegen den Rand etwas vertieft sey. Wofern gut geprägt wird, fährt Herr Montu fort, so muß die Metallplatte, nach der Prägung, um ein Drittel dünner seyn, als in dem Zustande, wenn sie in der Münzwerkstatt unter den Stempel gelegt wird. Der heftige Druck, der die Dicke des auszuprägenden Metalls um ein Drittel vermindert, macht dasselbe, durch eine so gewaltige Zusammendrückung seiner Partikeln, dermaßen hart, daß es sich weniger als sonst abscheuert, und wenn nun zu gleicher Zeit die Hervorragung der erhabenen Theile vermindert wird, so ist dem Abscheuern der Münzen in der Circulation fast gänzlich vorgebeugt.

32) Erster Maulbeerbaum in Frankreich.

Das Journal von Paris vom 28sten Juny 1801 theilt folgende interessante Anekdote aus einem Briefe des Herrn v. Faujas, Prof. am Museum der Naturgeschichte, mit. Unter die wahren Wohlthäter der Menschheit muß man auch diejenigen rechnen, welche nützliche Bäume oder Pflanzen aus einem Lande in einen andern Himmelsstrich versetzen. Fast jedermann weiß, daß Lucull den Kirschbaum nach Italien brachte, und daß wir die angenehme Frucht dieses Baums jenem Römer verdanken; — aber fast niemand weiß, daß der erste in Frankreich gepflanzte Maulbeerbaum aus dem letzten Kreuzzuge durch einen Gui-pape de St. Auban, Seigneur d'Allan, eine französische Meile von Montelmier, mitgebracht worden ist. Dieser uralte Maulbeerbaum ist noch jetzt vorhanden, Herr de Latour hat dieses Denkmal der Agricultur in seinen besondern Schutz genommen, indem er es sorgfältig mit einer Mauer umgeben lassen, und Blätter davon zu nehmen verboten hat. Die Abkömmlinge dieses alten Baums bedecken den Boden von Frankreich, und liefern dem Staate ein Einkommen von mehr als hundert Millionen an roher, und über vierhundert Millionen an veredelter Seide.

33) Eine merkwürdige Supplik.

Folgendes sehr originelle Bittschreiben war an die Königinn Christiane Eberhardine, Gemahlinn Friedrich August I. Königs von Pohlen und Churfürsten von Sachsen gerichtet. Die Königinn war eine sehr wohlthätige Dame, es ist daher zu vermuthen, daß die Bittstellerinn ihres Wunsches gewährt worden ist.

Allerdurchlauchtigste Königinn,
Allerliebste Frau Landes-Mutter,

Ich bin die Arme Schmiedin von Schora aus dem Ambte Gommern, und ist mir mein Mann gestorben, und hat mir 5 Kleine unerzogene Kinder gelaßen, und 17 sind gestorben, und mir will der Ambtmann Genz in Gommern umb meine Schmiede bringen, und will mich ruguiren, und mit meinen Kindern an den Bettelstab bringen, und die Schmiede meinen Bruder, der Kein Schmidt, sondern ein Fischer ins Anhaltische ist zuwenden. Nun hört einmahl Allerschönste Frau Königin, wie Gottloß der Ambtmann und Actuary mit mir umbgehen, daß möchte sich ein Stein erbarmen, sie haben mir die Schmiede versprochen, und ich habe dem Actuary einen schönen Hammel

auff meinen Puckel nach Gommern getragen, daß mir der Rücken braun und Blau worden aber mein Bruder hatt beßer schmieren können, und alle Wochen den Ambtmann und Actuary Große Kober Voll Fische gebracht, und sollte ich die Schmiede nicht haben, und haben sie Gottloß in der Regierung Wieder mich berichtet, aber Denket wohl allergnädigste Frau Königin, ich lief zu Fuß nach Dreßden selber und Draff zu meinem Glück dem Ambts Verwalter Heßen aus Gommern in Dreßden an, der liebe Mann ging mit mich zu den Regierungs-Rathen, und erzehlte daß es nicht recht, daß ich Arme Frau mit so vielen Kindern rugniret werden solte, da Kriegte ich einen Befehl aus der Regierung an den Ambtmann und Actuary den sie ans Fenster nicht stecken werden, denn ich erzehlte, wie ich einem Hammel verehrt, und doch Keine Hülfe kriegen Könte, drum sind sie so böse, und können vor Augen mich nicht ersehen, und haben allen Bauern anbefohlen, wenn ich nicht Eisen und Kohlen genug anschaffte, so sollte mir die Schmiede doch genommen werden, ich habe noch ein ganz Werkzeug und einen neuen Blasebalck, das alles 80 thlr. Werth und alle Jahre vor 3 Dörffen 4½ Wispel Korn, und brauchte nicht mehr als 40 thlr. zu Eisen und Kohlen, aber Allerschönste Königin ich mag kommen, wo ich will, und 40 thlr.

auf meinen Blasebalck und Handwerkszeug borgen Wollen, so redet der Ambtmann und Actuary alle Leute ab, daß sie mir nichts leihen sollen, damit ich wieder von der Schmiede soll. Nun haben mir viele Leute gesagt, daß die liebe Königin vielen armen Leuthen geholfen, Darumb bitte ich sie Allerschönste Königin, Sie wollen mich umb Gottes Willen 40 thlr. auf meinen Blasebalck und Handwerkszeug leihen, ich will die 40 thlr. nicht verehret haben, sondern will alle Jahre 20 thlr. wieder bezahlen mit Intresse, und wenn mich die genädigste Königin 40 thlr. leihet, so soll mein Gesell, Hannß George, Welcher schöne Arbeit machen kann, die genädigste Frau Königin Eine Große Eiserne Eyer Kuchen Pfanne machen, vor 12 Persohnen zum Recompens. Ach! helffet mir allerschönste Frau Königin mit 40 thlr. sonst komme ich umb die Schmiede und muß mit meinen 5 Kindern betteln, ich getröste mich 40 rthlr. und verbleibe

Derer gnädigsten Frau Königin

unterthänigste Magd

Soph. Cathar. Gebhardtin,

selbst gemacht.

Schora,

den 24. May 1721.

34) Die Regenschirme in London.

Ein noch lebender bekannter Gelehrter aus Genf, der nach London gezogen war, war der erste, der sich in den Straßen dieser großen Stadt, bei regnichtem Wetter, mit einem Regenschirme sehen ließ. Die Gassenbuben, das Volk lief, schrie ihm nach, verspottete ihn. Die Sänftenträger vorzüglich, denen diese Neuerung durch ihre Folgen nachtheilig zu werden drohte, waren einigemal nahe daran, sich Thätlichkeiten gegen ihn zu erlauben. Er duldete, lächelte, und ging schweigend seinen Weg. Es fanden sich der Nachahmer erst wenige, dann immer mehr, zumal unter dem Frauenzimmer. Nach einigen Jahren tritt einstens Herr D... in einen Laden, um sich einen neuen Regenschirm anzuschaffen. — Sind Sie nicht etwa der fremde Gentleman, der die Mode der Regenschirme hier eingeführt hat? — Ja. — Nun, so bitte ich recht sehr, sich unter allen diesen den schönsten auszusuchen, und ihn als ein Zeichen meiner Dankbarkeit anzunehmen. —

35) Des Ober-Kutscher-Richters Gerechtigkeitspflege zu Paris.

Der berühmte D'Argenson gab sich alle Mühe, die Polizei von Paris zu seiner Zeit zu vervollkommnen. Ganz vorzüglich machten ihm die Fiacres zu schaffen. Kein Tag verging, wo er nicht von allen Seiten her Klagen über die Ungeschliffenheit und Begehrlichkeit dieser Leute hören mußte. Er wußte ihnen nicht anders abzuhelfen, als dadurch, daß er einen aus ihrer Mitte selbst zum Richter über sie bestätigte. Er ließ zu diesem Behufe nach demjenigen suchen, dessen Rechtschaffenheit am wenigsten verdächtig war. Dieß Phänomen fand sich in einem gewissen M .., der nach einer dreißigjährigen Praxis der reichste und angesehenste Kutscher in ganz Paris geworden war. Er ward demnach zum Richter in erster Instanz für diejenigen seiner Kameraden erwählt, gegen welche bei dem Polizeilieutenant Klagen einliefen. Mit völliger Gewalt versehen, hielt der Ober-Kutscherrichter alle Wochen zweimal Gerichtstag. Da stand er, und hielt in der einen Hand eine Liste der Angeklagten, und in der andern einen tüchtigen Knotenprügel. So wie ein Angeklagter vor ihn trat, fing er, oft ohne ihn anzuhören, sein Richteramt

damit an, daß er ihm etwa ein halbes Dutzend derbe Hiebe über den Rücken versetzte, und am Ende, wenn er nehmlich schuldig befunden ward, befahl er ihm, nach Bicetre zu wandern. Ward einmal — was freilich selten geschah — so ein armer Teufel von Fiacre von ungefähr unschuldig befunden; so bestand die ganze Vergütung, die er von seinem schrecklichen Richter erhielt, in diesen Worten: „Wenn du heute nicht Unrecht hast; so hattest du es gestern, oder wirst es morgen haben. Gott befohlen, Schwager! und sey gescheid!"

Es hatte sich dieser sonst billige, nur sehr kurz angebundne Gerichtshof so in Respect gesetzt, daß der ungezogenste und betrunkenste Fiacre auf der Stelle höflich und nüchtern ward, wenn er seine Nummer aufschreiben sah, oder den Namen seines Obergewaltigers nennen hörte.

36) Teufel-Austreibungs-Recept.

Da man hier und da noch von der Teufelsbesessenheit, der erkünstelten Epilepsie, und dem natürlichen Erbrechen vermeinter Kranken hört und lieset: so macht Herr Dr. Struve folgende, durch

die Erfahrung bewährt erfundene Austreibungsart solcher Teufeleien bekannt.

1. Man spähe recht genau die Aufführung einer solchen Person vor ihrer vorgeblichen Teufelsbesessenheit aus.

2. Man gebe Acht, ob sie Sachen ausbricht, die wider alle Erfahrung nicht können trocken ausgebrochen werden, z. E. trocknes Moos, Häckerling u. s. w., oder Sachen, die, vermöge ihrer Structur, nicht wohl in den Magen, noch weniger aus demselben zurückkommen können, z. E. zusammengebundene Getreide-Aehren.

3. Man sehe, ob die widernatürlichen Bewegungen des Körpers, das Herumwälzen und Grimassenmachen (wodurch sie die Epilepsie nachahmen wollen) mit offenstehenden Augen und erweiterter, unbeweglicher Pupille, mit Unempfindlichkeit der Augen gegen das Licht, der Nase gegen starken Schnupftabak, mit Schaum vor dem Munde verbunden, und wie der Puls beschaffen sey; imgleichen ob die Eßlust gut, ob die Person sich gegen die Arzneien weigere, ob sie in der Einsamkeit den Zufall nicht habe.

4. Man rede davon, daß sich solche Personen schaden, daß sie in Versorgungs-Häuser müssen gebracht werden, daß starke Brech- und Purgiermittel, imgleichen Brennen, Vesicatoria, ja sogar Tre-

paniren nöthig sey, daß die aufgezogenen Stellen so lange müssen durch wiederholte Blasenmittel offen gehalten werden, bis die Zufälle wegbleiben.

5. Man lasse sich's merken, daß man ihre Zufälle bezweifle, thue dar, daß es keine Teufelsbesessenheiten gebe, daß es schrecklich sündlich sey, sie vorzugeben, bezeuge, daß das Publikum sie meiden und verabscheuen werde; man thue dann, als wenn man sich nicht um sie bekümmere, laure aber fleißig auf sie, besonders wenn sie denken allein zu seyn, oder in Zeitpunkten, wo sie sich vergessen, und zu Handlungen und Aeußerungen veranlaßt werden, die mit der vorgegebenen Krankheit unvereinbar sind, und sehe hierauf, ob der Paroxismen weniger werden, oder ob sie wegbleiben.

37) Sonderbare Geistererscheinung.

Folgende Geschichte, die mir von einem angesehenen Gelehrten mitgetheilt worden ist, schreibt Hufeland *), giebt theils einen neuen Aufschluß über die Entstehung so mancher Geister und Visio-

*) Hufeland's Journal d. Arzneikunde Band 6.

nen, theils kann sie dazu dienen, manchen Arzt auf die Wichtigkeit der hämorrhoidalischen Blutcongestionen, auf die man, so wie ehedem zuviel, jetzt wirklich zu wenig Rücksicht nimmt, aufmerksamer zu machen.

Dieser würdige und geistreiche Mann befand sich einst, bei völligem Wohlseyn des Leibes und der Seele, Abends in seinem Zimmer. Plötzlich öffnet sich die Thür, und es tritt einer seiner Freunde herein, geht bis mitten in das Zimmer auf ihn zu, bleibt da stehen, und sieht ihn starr an.

Er geht ihm entgegen, wie er aber näher kommt, so verschwindet der Freund, und es zeigt sich, daß es Erscheinung war. Bald darauf kommt die Gestalt aber wieder, und mit ihm mehrere bekannte Personen, die alle auf eben diese Weise ihn anstarren, und sich um ihn versammeln. Die Geister-Gesellschaft nimmt mit jeder Viertelstunde zu, es kommen auch ganz fremde Gestalten hinzu, und endlich werden ihrer so viele, daß das Zimmer sie kaum fassen kann. Sie treiben sich auf allerlei Weise im Zimmer herum, gehen, gesticuliren, bleiben stehen u. s. w., und endlich fangen sie sogar an zu reden. Man kann denken, daß diese Lage dem einzigen nichtgeistigen Wesen in diesem Zimmer höchst unheimlich war; er sucht endlich sein Schlafzimmer, um dieser beschwerlichen Gäste los zu werden. Aber

ver-

vergebens, der ganze Zug begleitet ihn, lagert sich um sein Bett herum, und nur mit Mühe kommt er dahin, einige Stunden zu schlafen. Nach dem Erwachen dauert es nicht lange, so stellt sich Ein Gast nach dem andern wieder ein, und die Gesellschaft wird eben so zahlreich und so beschwerlich, wie den vorigen Tag. Es fängt wirklich diesem äußerst aufgeklärten und vorurtheilsfreien Manne endlich an, darüber zu schwindeln; nie allein zu seyn, sich ewig von sonderbaren und immer wechselnden Gestalten umgeben zu sehen, ja, sie reden zu hören, dies raubt ihm endlich alle Gemüthsruhe, alle Gedanken, und versetzt ihn in die peinlichste Agitation. — Und da nun endlich dieses Gaukelspiel auch den folgenden Tag anhält, so spricht er mit seinem Arzte darüber. Es entdeckt sich, daß er ein Jahr vorher, zu eben der Zeit, wegen Blutcongestionen nach dem Kopfe Ader gelassen, und nicht selten Hämorrhoidal-Bewegungen gespürt habe. Es wird daher die Anlegung von Blutigeln an den Mastdarm empfohlen. Dies geschieht Abends. Den andern Morgen ist die Gesellschaft schon etwas weniger zahlreich und tumultuarisch; gegen Mittag nimmt sie noch mehr ab. Nachmittag sind nur noch ein paar Gestalten vorhanden, und Abends hält sich nur noch eine, die immer blässer und blässer wird, und endlich völlig verschwindet. Seit

der Zeit ist auch nie wieder eine Spur von solchen Visionen zu bemerken gewesen.

38) Das lange Pferd.

Vier venetianische Edelleute hatten eine Reise vor. Sie waren noch nie aus Venedig gekommen, und hatten daher auch noch nie ein Pferd gesehen. Als man Ihnen daher, nachdem sie das Land erreicht hatten, zu reiten rieth, bestellten sie, weil sie sich nicht gerne trennen wollten, ein langes Pferd zu vier Personen.

39) Geschwisterliebe.

Ein Herr von Remonsat zu Marseille ließ, kurz vor seinem Tode, seine zahlreiche Familie um sein Bett versammeln. Er dankte seinen Kindern für die Freude, die sie ihm durch ihren Gehorsam und ihre Ergebenheit gemacht hatten, besonders durch die zärtliche Geschwisterliebe, die unter ihnen herrschte. — Aber, fügte er hinzu, ich

habe Euch ein Geheimniß zu entdecken, das einen von Euch aus Eurem Kreise entfernen wird. So lange ich Hoffnung hatte, zu leben, verschwieg ich es Euch; aber Eure Rechte bei der Theilung meines Nachlasses darf ich nicht schmälern. Einer von Euch ist ein untergeschobenes Kind; das Kind der Amme, an deren Brust mein wahres Kind starb. „Soll ich ihn nennen?" — Nein, nein, riefen alle, wir wollen alle Geschwister bleiben.

40) Russische Jagdmusik.

Die Instrumente, deren man sich in Rußland zu dieser Musik bedient, sind Hörner, einige lang und gerade, andre, mehr oder weniger, kurz und gekrümmt; aber jedes giebt nur einen einzigen Ton. Da ihrer 91 sind, so würde eine gleiche Anzahl Personen zur Ausführung erforderlich seyn, wenn nicht immer einige unter den Musikern nur sehr wenig dabei zu thun hätten. Mancher kann daher ganz bequem 2 oder 3 Hörner auf einmal besorgen, und gewöhnlich braucht man nicht mehr als 40 Personen.

Der Musiker braucht die Note, die er zu blasen hat, nicht einmal zu kennen, und kennt sie oft

auch wirklich nicht. Es ist genug, daß der Musikmeister die Tacte recht deutlich zählt, damit ein jeder weiß, wann er an die Reihe kommt. Es sind 3 Jahr nöthig, um ein Orchester einzurichten, denn alles kommt dabei auf eine außerordentliche Genauigkeit und ein vollkommnes Ensemble an. Man hat diese Musik auf einen solchen Grad der Vollendung gebracht, daß man Quatuors und Quintetten von Mozart und Haydn, ja sogar sehr schwere Concerte von Giarnovichi vollkommen gut gegeben hat. Alles, sogar den Triller, bringt man bestimmt und mit gehöriger Geschwindigkeit heraus. Es giebt Hörner, die tiefer gehn, und die Töne schwebender hervorbringen, als die gewöhnlichen Hörner. Daher macht diese Musik eine so außerordentliche Wirkung, selbst auf entfernte Zuhörer.

Wenn man diese Musik mit einer andern, uns bekannten vergleichen wollte, so würde eine große Orgel am besten damit verglichen werden können. Allein jene Musik hat den Vortheil vor der Orgel, daß man den Ton noch weit besser verstärken, schwächen, ja sterben lassen kann. Von weitem gehört, hat sie Aehnlichkeit mit der Harmonika. Das Bewundernswürdigste dabei ist die genaue Ausführung des Rinforzando und Sforzando; ist der starke und doch sanfte Druck auf den langsamen

und schwächer werdenden Noten; sind die ausserordentlichen Doppelaccorde. Die pathetischen Stellen gelingen am besten. Eine stille Nacht, ein schöner Sommerabend — das ist die rechte Zeit, wo der ganze Zauber dieser Musik wirken kann. Wenn es in der Luft recht still ist, hört man sie 4 bis 5 Werste (über fünf Viertelstunden), ja, wol von einer Höhe in einer recht ruhigen Nacht 7 Werste (fast eine deutsche Meile) weit.

Es würde in jedem andern Lande schwer halten, ein solches Orchester einzurichten. Denn wo sonst, als in Rußland, fänden sich Menschen, welche 10 oder 20 Jahr lang das nämliche c oder cis blasen möchten, um es zu einer gewissen maschinenmäßigen Vollkommenheit zu bringen? —

41) Besondre Heilkraft des Ohrläppchens.

Nichts als die Unwissenheit hindert uns, unsere Gliedmaßen zu allerhand guten Nebenabsichten zu gebrauchen, wenn sie gleich auch nicht dazu hauptsächlich gemacht zu seyn scheinen. Man weiß von dem Ohrläppchen keinen erheblichen Nutzen anzugeben; man kann sich aber desselben mit sehr gutem Erfolge bedienen, wenn man sich die Hand,

die Finger, kurz alle solche Theile verbrannt hat, die man sogleich zu dem Ohrläppchen hinbringen kann. Sobald man sich einen Finger verbrannt hat, es mag so heftig seyn, als es wolle, darf man nur denselben sogleich an das Ohrläppchen fest andrücken, und man wird in dem Augenblicke fühlen, wie die Hitze aus dem verbrannten Gliede sich herauszieht und in das Ohrläppchen übergeht. Die Operation muß nur geschwinde vorgenommen werden, und man muß den Finger eine Zeit lang am Ohre fest halten, bis es nicht mehr darin tobt. Auf solche Weise erleichtert man sich nicht nur die Schmerzen des Brandes ungemein, sondern man verhütet auch, daß sich Blasen zusammenziehen, und daß es zum Schwären komme.

42) Lavater.

Dieser Mann schien in seinem Leben nur Freunde und Feinde zu haben. Seine Fehler oder Schwächen sind vergessen; aber seine Tugenden haben ihn überlebt, und seine Feinde schweigen. Folgender Zug, den der Erzähler von einem Augenzeugen erfahren hat, beweist, daß Lavaters physiognomisches System auf eine tiefe Menschenkunde

sich gründete, und in seinen Hauptsätzen wenigstens den Spott nicht verdiente, mit dem es der muthwillige Musäus angriff.

Bald nach der Erscheinung der physiognomischen Hefte sprach man in einer Gesellschaft zu Lyon viel dafür und dawider. Eine Dame, welche mit Lavater in Briefwechsel stand, konnte ihren Freund und seine Ideen nicht länger vertheidigen. Man überredete sie, ihn auf die Probe zu stellen. Es wurde ein Portrait aus verschiedenen Zügen zusammengesetzt, welche einander entgegengesetzt waren, und nach Lavaters Theorie nicht beisammen gefunden werden konnten. Jene Dame ließ es durch einen aus der Gesellschaft Lavatern zustellen, und ihn um die Characteristik des Originals ersuchen. Lavater betrachtete es genau, und gab endlich die bestimmte Antwort: „Entweder ist das Original zu diesem Portrait gar nicht vorhanden, oder ich muß, wenn es vorhanden ist, mein Werk verbrennen."

Lavater befand sich oft in einem exaltirten Zustande. Seine Nerven wurden dadurch ganz zerrüttet. Ein Reisender, der ihn im Jahre 1785 besuchte, schildert ihn auf folgende Art: „Lavater ist sehr liebenswürdig und einnehmend. Er zeigt in seinem Gespräche nichts Uebertriebenes. Sein Ausdruck ist voll Feuer. Er hat viel Aehnliches

mit dem Maschinendirector Mende. Mitten in der Lebhaftigkeit des Gesprächs, als er schon anfing, etwas überspannt zu reden, und vom Verstande in eine Masse hingegossen sprach, fuhr er mit der Hand vor das Auge und bat uns, ihn nicht zu stören, er bekäme den Schwindel. Dies dauerte nicht lange, so fing er an, sich auszustrecken, und unter beständigem Jesusächzen wollte er sich in der Stube wälzen. Wir mußten ihn bei Händen und Füßen angreifen, und ins Bett tragen, wo er nach einer halben Stunde wieder zu sich kam. Dieser, bei ihm nicht seltene, aber diesmal ungewöhnlich starke, Zufall hat nichts Epileptisches, sondern ist ein Schwindel, der aber so weit geht, daß, wie er sich auch wieder erholt hatte, wir alle stille sitzen bleiben mußten, weil er ihn sonst gleich wieder erhalten hätte." Sollten sich nicht aus dieser physischen auch die moralischen Extasen des übrigens ehrwürdigen Mannes erklären lassen?

43) Eine sonderbare Hoffnung.

Zwei Irländische Lastträger pralten gegen einander mit ihrer Stärke, und die Pralerei endigte sich mit einer Wette, daß der Eine den Andern in

seinem Tragkorbe eine lange Leiter bis zur Dachspitze eines großen Hauses nicht hinauftragen könnte. Er that es indeß wirklich, und der andre mußte bezahlen. „Hm, (sagte er seufzend, indem er das Geld hinzählte,) wie du drei Stock hoch warst, und straucheltest: da hofft' ich —"

44) Gefallene Größe.

Bei meinem Aufenthalte in . . . . erzählt E . . . . wurde ich mit den beiden X . . . bekannt, welche lange auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gelebt hatten. — Ich suchte ihre Gesellschaft, weil sie Frauenzimmer von vieler Geistes- und Herzensbildung sind, welche Umgang mit interessanten Menschen aus den verschiedensten Völkern, Reisen, Lebenserfahrungen und eine wohlgewählte Lectüre sehr interessant gemacht haben. — Sie leben in philosophischer Ruhe und Abgezogenheit auf einem reizenden Landhause, auf welchem ich manchen angenehmen Morgen und Abend hingebracht habe.

Eines Morgens ging ich früh hin, mit zwei Tendenzen des verflossenen Jahrhunderts in den Taschen: in der einen Wilhelm Meister, in der

andern Fichte's Wissenschaftslehre. — Ich war zu früh gekommen und fand noch niemand, als ein weibliches Wesen von etwa 40 – 50 Jahren, deren platte Nase und halbkupferfarbenes, von den Pocken zerfetztes Gesicht meine Aufmerksamkeit bisher nicht sehr angezogen hatte. Sie spielte eben mit großer Fertigkeit und komisch vergnügten Mienen und Gebärden ein Stückchen auf der Maultrommel. Als sie mich erblickte, steckte sie ihr Instrument ein, und wollte sich entfernen. Aber die heitre Laune, in welcher ich mich befand, erlaubte mir nicht, sie so fortzulassen. — Ich spann ein Gespräch mit ihr an; sie wurde immer zutraulicher und zeigte mir alle ihre Vollkommenheiten, d. h. sie tanzte und sprach mir auf Hottentottisch und Malayisch, sang Malavische Lieder, und nannte mir die Namen vieler Dinge in beiden Sprachen. Dabei war sie ausgelassen lustig, spielte mitunter auf ihrer Maultrommel, lachte, sprach auch wol einmal Deutsch, Holländisch, Französisch oder Englisch, — alle vier Sprachen aber gleich schlecht und keine verständlich. — Je länger ich mich mit dem sonderbaren Geschöpfe unterhielt, desto mehr interessirte es mich. Ich drang in sie, und verlangte ihre Geschichte zu wissen; nun wurde sie finster, traurig, nachdenkend, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Ach, fing sie an, sonst ich vornehm,

reich, glücklich; mein Vater König, ich Prinzessinn; jetzt ich arm, unglücklich, Sclavinn; mein Vater todt; Abraham todt; Kinder todt. —

Die Traurigkeit verhinderte sie, weiter zu reden; und eben trat auch ein Milchmädchen näher, das der trauernden Bogge Beschäftigung gab. — Das Mädchen war schön und heiter, wie der junge Morgen, blühend, von Gesundheit strotzend, und mit einfältigem Geschmack (wenn ich so sagen darf) gekleidet; sie schwebte freundlich grüßend näher, — kurz, ein Milchmädchen, wie sie sonst nur in der Phantasie der Maler und Dichter, oder durch ihre Phantasie existirt. — Wohl dir, holdes, fröhliches Geschöpf, daß du nie eine Prinzessinn warst, sagte ich bei mir selbst, du würdest dich jetzt unglücklich fühlen.

Nun kamen auch meine Freundinnen zum Vorschein, und der Stoff unsers Gesprächs war, was ich gesehen, gehört und empfunden hatte.

„Sie wissen gar nicht, nahm die eine das „Wort, auf welchen großen Fuß wir leben; unsre „Asiatische Hausgenossinn ist wirklich aus königli„chem Blute, und das Milchmädchen ist die Toch„ter einer Französischen Comtesse. Der Vater der „Erstern scheint von der in Süd-Asien so weit ver„breiteten Nation der Malayen gewesen zu seyn; „er war König eines Volksstammes in der Gegend

„der Provinz Benkolen. Die Engländer fingen „Krieg mit ihm an, er verlor mit den meisten der „Seinigen in der Schlacht sein Leben, und vielleicht „hätte seine kaum noch erwachsene Tochter das „nämliche Schicksal gehabt, wenn nicht ein Englän„der sich ihrer angenommen hätte. Er nahm sie „zu sich, brachte sie im Vorbeireisen mit auf das „Cap, wo er sie, weil sie krank wurde, unserm „Verwandten anvertraute. Er reiste weiter, und „ließ nie etwas mehr von sich hören. Sie blieb „bei uns, wurde zwar nie als eigentliche Sclavinn „behandelt, aber doch zu allerhand kleinen häus„lichen Geschäften angehalten. Sie war zu „nichts Sonderlichem zu gebrauchen, weil sie weder „Neigung noch Talent zu etwas anderm hatte, als „zu den schönen, einer Malayischen Prinzessinn wür„digen Künsten des Sprungtanzes, des Maultrom„melspiels und des Schnalzgesangs. — Indessen „war sie uns ergeben und wollte uns nicht verlas„sen, als wir nach Europa reis'ten. Hier heira„thete sie einen unsrer Neger; doch ihr Abraham „starb nach einigen Jahren; und eben so die drei Kin„der, welche sie von ihm hatte. Sie steht also jetzt „ganz allein, getrennt von dem Vaterlande und den „Ihrigen, durch Länder und Meere oder durch den „Tod. Selbst ein mit Malayischer Schrift be„schriebenes Blatt, welches ihr sehr theuer war,

„und welches sie mit aus ihrem Vaterlande gebracht „hatte, hat sie in einer Krankheit verloren. Sie „ist oft äußerst fröhlich, verfällt aber auch leicht „aus der ausgelassensten Lustigkeit in die trübste, „düsterste Laune.“ —

„Das Milchmädchen ist die Tochter einer fran„zösischen Emigrirten. Sie kam in den ersten Jah„ren der Revolution in Deutschland zur Welt und „wurde von ihrer Mutter auf dem benachbarten „Französischen Colonistendorfe einer Bäuerinn in die „Kost gegeben. Sie bezahlte auf einige Monate „voraus, und verschwand bald darauf, — wars „aus Leichtsinn, aus Noth, oder aus der Ueberzeu„gung, daß das kleine Wesen als Bäuerinn glückli„cher seyn würde? Ich weiß es nicht. — Die gut„müthige Pflegemutter hörte nicht auf, treulich für „sie zu sorgen, und äußerte sich öfters, so lange „ihre drei eigenen Kinder noch Brod hätten, solle „es dem vierten auch nicht fehlen. Obgleich das „kleine Wesen ganz wie die übrigen Bauernkinder „erzogen wurde, so zeichnet es sich doch vor seinen „Gespielinnen durch Lebhaftigkeit, Talent und Net„tigkeit aus. — Ihren kleinen Putz weiß sie arti„ger anzulegen; aus allem weiß sie etwas zu ma„chen; und von ihrer Pflegemutter, die sie jetzt in „ihren Arbeiten sehr willig und eifrig unterstützt,

„wird sie fast mehr geliebt, als ihre eigenen Kin„der.“ —

So warf das Schicksal eine Asiatische Prinzessinn und eine Französische Comtesse zusammen in eine Deutsche Provinz um da — zu dienen! —

45) Der falsche Glanz.

Als einst ein König von Sardinien durch Savoyen reis'te, dem man vorher gesagt hatte, der Adel in Savoyen sey sehr arm, und er sich daher wunderte, daß ihn eben dieser Adel auf das Prächtigste empfing, so, daß er ihm sein Befremden darüber zu erkennen gab, ertheilte man ihm die Antwort: „Ihro Majestät, wir haben zwar alles gethan, was wir zu thun schuldig waren, wir sind aber auch alles schuldig, was wir gethan haben.“ —

46) Tulpenhandel.

Man hat berechnet, daß zu Anfange des 17. Jahrhunderts ein Gran einer vorzüglichen holländischen Tulpenzwiebel auf 5 bis 10 Flor. zu stehen

kam. So wurden 400 Gran von der Admiral-Liefkens-Tulpe für mehr als 4000 Fl. feil geboten, verkauft und bezahlt, und 200 Gr. von der Semper-Augustus-Tulpe für 5500 Fl. verkauft; ein Gran kam also über 25 Fl. zu stehen. Dieser ungeheure Preis übertraf den Werth des Goldes und der Juwelen. Jemand kaufte den Viceroy noch in der Erde stehend für 900 Fl. Bald darauf verkaufte er die Zwiebel wieder für das prächtigste Kleid der damaligen Zeit, und bekam 1000 Fl. oben ein. Einem andern wurden für eine einzige Tulpenzwiebel gegeben: 2 Last Weizen, 4 Last Rocken, 4 fette Ochsen, 8 fette Schweine, 12 fette Schafe, 2 Oxhoft Wein, 4 Tonnen Bier, 2 Tonnen Butter, 1000 Pf. Käse, ein Bett, eine ganze Kleidung, ein silberner Becher, alles zusammen auf 2500 Fl. an Werthe.

47) Die große Militair-Parade in Paris.

Der 15te Fructidor 1802, sagt ein Reisender, war der interessante Tag, an dem ich Napoleon Bonaparte vorgestellt werden sollte. Schon diese Idee hat für einen Fremden, der sonst in Paris bei guter Laune ist, etwas Feierliches, und so war denn auch für mich dieser Tag, obgleich ich dergleis

chen Begebenheiten so ziemlich kaltblütig verleben kann, ein wahres Fest. Gegen 1 Uhr sah man das Militair nach dem Paradeplatze vor den Thuillerien marschiren. Als wir am Gartenthor derselben ausgestiegen waren, halfen uns die Schildwachen durch's Gedränge; denn bei solchen Gelegenheiten braucht der Fremde nur einen einer Uniform gleich sehenden Rock zu tragen, um gleich durchgeholfen zu werden. In den Vorzimmern war schon eine große Anzahl Menschen versammelt, unter welchen sich, mit den auswärtigen Ministern, mehr als zweihundert Fremde befanden.

Mit einer bei solchen Gelegenheiten nöthigen und wohlbekommenden Dreistigkeit, einem pardonnerez rechts, und einem excusez Monsieur links, gelang es mir, mich in eine Ecke des Fensters vorzudrängen, wo ich alles sehr gut sehen konnte. Die Infanterie stand in mehrern Linien im innern, die Kavallerie und Artillerie hielten im äußern Schloßplatze, zu dem alle Zugänge besetzt waren. Die erste Reihe machten ein paar Feldregimenter aus, welche, ihrer Heldenthaten wegen, die Ehre erhalten haben, in der Hauptstadt in Garnison zu stehen. Diesen folgte die Garde der Consuln, und die sogenannte Elite in mehrern Reihen hintereinander. Die Feldregimenter haben, außer ihren Grenadieren, kein Ansehn. Die Leute sind nicht nach ihrer

Größe,

Größe, sondern klein und groß durcheinander gestellt. Ihre Uniform ist nicht sauber gehalten, manche ist von heller, manche von dunkler Farbe. Das Zeug schließt nicht ganz an den Leib, und man kann an Allen bemerken, daß hier das beim Militair allmächtige Instrument fehlt, mit dem sich so leicht die Flecke in den Uniformen ausmachen lassen; denn um einen Fleck kann doch der französische Soldat nicht immer in Arrest kommen, das ist viel zu weitläuftig. Die Schönheit der Consular-Garde läßt sich gar nicht beschreiben. Ihre Uniform ist von feinem Tuche, dunkelblau mit breiten weißen Rabatten und weißem Unterzeuge, rothem Unterfutter und Epauletten, übrigens aber sehr einfach. Patrontasche und Seitengewehr tragen sie kreuzweise über die Schultern gehängt. Sie haben Bärenmützen mit den dazu gehörigen Verzierungen, und weiße Stiefeletten. Sie besteht aus sechstausend Mann, lauter schöne Leute, nicht sowohl wegen einer ungeheuern Größe, wie man sie wol in dem ersten Gliede irgend eines deutschen Leibregiments gewöhnlich mit kleinen Köpfen, krummstakigen Beinen, und mehreren dergleichen Unförmlichkeiten sieht, sondern wegen ihres schönen Körperbaues. Sie scheinen nicht viel über sechs Fuß und alle gleich groß zu seyn. Man sieht beim Aussuchen derselben aus der ganzen Armee vorzüglich auf schö-

nes männliches, sogenanntes kriegerisches, Ansehen, auch wird dabei vorzüglich auf gute Aufführung und Herkunft von guten Familien Rücksicht genommen. Man braucht sie nur anzureden, um aus ihren Antworten mehr als gewöhnliche Soldatenkultur zu vernehmen. Schon am äußern Anstande dieser Menschen sieht man, daß der Tanzmeister dazu mehr, als der Unteroffizier, beigetragen hat. Denn selbst beim militairischen Geradestehen behält der Körper seine natürliche Grazie, er ist nicht ganz zur Maschine umgeformt. — — Außer ihrer persönlichen Schönheit hat diese Consulargarde allgemeinen Ruf von guter Aufführung und Tapferkeit. Die Elite, oder die Auserlesenen, sind, wie bekannt, das Corps verdienter Soldaten aus der ganzen Armee. Da bei der Auswahl derselben vorzüglich auf Verdienst gesehen wird; so ist es von weit wenigerer persönlicher Schönheit. Im Kriege soll es als Kavallerie dienen, außer dieser Zeit dient es mit Säbeln und Infanteriegewehren, in Stiefeletten, zu Fuß. Es ist, wie ich glaube, zweitausend Mann stark, besetzt die wichtigsten Posten, zum Beispiel die Wache bei dem Tempel, und dergleichen Orte. Auch wird es als das zuverlässigste Corps angesehen. Von der Cavallerie ist das Corps der reitenden Grenadiere mit großen Bärenmützen sehr schön, und gehört mit zur Consulargarde. Bo-

naparte's Lieblingscorps sollen die Guides seyn. Diese haben Husaren-Uniform, die sehr reich ist, sind ganz nach Husaren-Art formirt und trefflich beritten. Weniger Ansehen haben die grünen leichten Dragoner, die aber ein vortreffliches, sehr braves Corps seyn sollen. Man kann ihren Pferden den geleisteten Felddienst ansehen. Sie verrichten in Paris die mühsamen Polizeidienste und die meisten vorfallenden Escorten. Die mitparadirende reitende Artillerie führte zwölf sechspfündige Kanonen, und nahm sich sehr gut aus. Man rechnete die ganze Parade ungefähr auf 10tausend Mann, und tausend Mann mochten zur Besetzung der gewöhnlichen Posten und der auf diesen Paradeplatz stoßenden Straßen im Dienst seyn. — — Kaum hatte ich meinen Platz am Fenster eingenommen, so marschirte ein Commando von ungefähr 24 Mann von der Consulargarde und von den Guides durch die Vorzimmer, um ihre Fahnen und Standarten zu holen, welche in dem Audienzzimmer des ersten Consuls aufbewahrt werden. Hierzu, so wie zu den Wachen in dem Garde-Saal waren heute die schönsten Menschen ausgesucht, die ich niemals schöner gesehen habe. Es waren wahre Ideale schöner Männer! Die kleinen Schnurrbärte und die breiten französischen Backenbärte gaben ihnen ein noch mehr martialisches Ansehen. Bald darauf ent-

stand in dem Vorzimmer Bewegung. Einige vortretende Huissiers du Palais (Thürsteher im Innern des Schlosses) riefen Platz! und Bonaparte ging, unter Vortretung der zum Generalstabe gehörigen Offiziere und mit dem Gefolge mehrerer Generale und seines Leibmamelucken durch die Zimmer. Die Offiziere waren alle in ihrem feierlichen Costüme, von welchem sich das der Generale, wegen der reichen Stickerei, obgleich theatralisch, doch sehr gut ausnahm. Bonaparte hingegen war in eine äußerst einfache blaue Uniform, oder vielmehr in einen blauen Frack, mit weißem Unterzeuge, unbesetztem Hut, gelbledernen Beinkleidern, und heruntergeschlagenen Stiefeln gekleidet. Er wurde deswegen von den meisten Fremden, die ihn erst unter den folgenden, reich angezogenen Generalen zu sehen glaubten, nicht erkannt. Am Haupt-Eingange standen für ihn mehrere Pferde in Bereitschaft, von welchen er das bei dieser Gelegenheit gewöhnliche Pferd bestieg. Dieses, ein schöner, ächtarabischer Schimmelhengst, war desto reicher, beinahe ganz in arabischem Costüm, mit einer rothsammtnen übertrieben reich gestickten und mit dicken Crepinen besetzten Decke behängt. Auch das Pferd für den Leibmamelucken war sehr reich equipirt. Bonaparte ritt mit seinem Gefolge in kurzem Trabe zuerst durch die Linien der Infanterie, dann

durch das große Thor des eisernen Gitters, auf gleiche Weise durch die Cavallerie, und von da zurück vor den Haupt-Eingang der Thuillerien, wo er mit seinem Gefolge halten blieb. Hier theilte er zwei Ehrensäbel aus, und nahm von zwei Weibern, die sich durch alle Wachen bis dahin durchgedrängt hatten, und ihn bei den Beinen festhielten, Bittschriften an. Es soll äußerst schwer halten, ihm dergleichen anzubringen, weil er sich fast niemals öffentlich sehen läßt, und beständig da, wo er herkommt, alle Leute vorher fortgewiesen, und alle Zugänge mit Wachen besetzt werden. Die Infanterie defilirte vor ihm vorbei, wobei die Tamboure und Hautboisten von jedem Regiment, wenn sie dem Ersten Consul nahe kamen, von dem Regiment ab, und mitten auf den Platz traten, während daß das Regiment vorbeizog musicirten, und sich dann wieder anschlossen. — — Hierauf zog die Infanterie in den äußern Schloßhof, die Cavallerie defilirte auf gleiche Weise, und die schnell vorbeiziehende reitende Artillerie beschloß den Zug. Das Marschiren in gerader Linie ging sehr gut, aber bei der geringsten Schwenkung zogen sich die Linien der Infanterie ganz in die Krümme, und bei der Cavallerie gings noch mehr durcheinander. Dies war für meine Reisegefährten ein wahrer Nationaltrost, die bis dahin alles mit stiller Eifersucht angesehen hatten,

aber nun einstimmig losbrachen, und sich gleich so hoch in die Tactik verstiegen, daß ich ihnen als Laie nicht folgen konnte. Uebrigens gestanden doch alle Fremde, welchen dergleichen Aufzüge nichts Ungewöhnliches waren, und selbst mehrere Kaiserliche Offiziere, daß dies das schönste kriegerische Schauspiel sey, das man in der Art sehen könne, zu dem denn auch der schöne Platz noch sehr vieles beiträgt. So schön aber auch diese Parade war, und alles das den Fremden zur Bewunderung des französischen Militairs hinreißen mußte; so sah man doch dabei hin und wieder einige Nachlässigkeiten. Vielen Soldaten fehlten mehrere Westenknöpfe, einige Tambours und Hautboisten hatten (statt der Stiefeletten) weiße leinene Strümpfe, und einige Offiziere Nankin-Hosen, von verschiedenen Farben, an. Aus dergleichen Unordnungen, die man bei deutschem Militair nie verzeihen würde, machten die Franzosen nichts, und man wunderte sich, daß ich solche Kleinigkeiten bemerkte. — Bonaparte ging unter gleicher Begleitung in seine Zimmer zurück, wo ihm die Generalität, die Offiziere aus andern Departements, und was sonst zum Kriegs-Etat gehört, die Cour machten. Gesandte, Fremde u. s. w. gingen theils nach Hause, theils wurden sie in den sogenannten Saal der Ambassadeure geführt, ein Zimmer, in welchem sich diese und distinguirte

Fremde zu versammeln pflegen. Beim Heruntergehen fand ich in dem letzten Vorzimmer die Wache unterm Gewehr. Mich interessirte dabei nur der vor ihr gestandene Offizier, der schönste unter diesen schönen Menschen, ein idealisches Modell von einem dreißigjährigen Manne, ein wahrer lebender Apollo. Gerade, aber nicht steif-gerade stehend, verband er mit seiner kriegerischen Stellung eine ruhig stolze Miene eigener zuverlässiger Wehrkraft, und alle mögliche Grazie eines bei froher Gelegenheit dienenden Kriegers. Jeder blieb stehen, um ihn noch einmal anzusehen; den Grad von Schönheit und edler Form hat doch kein weiblicher Körper, und wäre es auch die mediziesche Venus lebendig selbst! Beim Weggehen wurde unter den Fremden am meisten von Bonaparte gesprochen. Jeder wollte ihn am besten gesehen, und sein Gesicht am genauesten physiognomirt haben. Ueber alle seine Schritte und Bewegungen wurde raisonnirt, und Jeder hatte an ihm etwas Besonderes bemerkt.

48) Newton's Werthangabe eines Prisma.

Ein auswärtiger Gelehrter hatte Newton ein treffliches Prisma geschickt: er selbst ging, damit es

ja nicht beschädigt würde, um es vom Zollhause abzuführen. Die Beamten fragten ihn, was es werth wäre. Newton, der an den Nutzen dachte, den er für seine Experimente davon ziehen wollte, und das Weltall besser kannte, als die Zollgesetze, antwortete: „Der Werth ließe sich gar nicht bestimmen; das Prisma sey unendlich kostbar.“ Die Beamten nahmen ihn beim Worte, und ließen ihn eine ungeheure Abgabe erlegen, da er, wenn er sich auf das Gewicht des Glases berufen hätte, mit einem halben Schilling abgekommen wäre.

49) Tragische Folge des Spiels.

Ein junger Mann, von ungefähr 30 Jahren, Kassirer bei Hrn. S... in Caen, nahm den 6ten Mai 1805, Morgens um sechs Uhr, seinen Sohn, ging mit ihm in den Garten, zog ein Pistol aus der Tasche, und schoß das Kind nieder. Hierauf geht er wieder in sein Haus zurück, eilt in das Zimmer seiner Frau, und erschießt sie. Ein dritter Schuß mit sicherer Hand auf sich selbst geführt, streckt ihn neben seiner Gattinn hin. Es entsteht Lärm, man sprengt die Thüre, man forscht nach der Veranlassung dieses dreifachen Mordes.

Ein Brief, den der Unglückliche den Abend vorher an seinen Schwager geschrieben hatte, sagte, daß ein Verlust von 5000 Franken im Spiel ihn zu dem rasenden Entschlusse vermocht habe. Die Kasse, die er unter sich hatte, enthielt eine weit größere Summe, sie hatte er nicht angerührt.

50) Aeols-Harfe.

Eine Aeols-Harfe ist, deren Saiten durch die Luft angesprochen werden. Man hatte nemlich schon öfters bemerkt, daß ein stark gespannter Eisendrath zuweilen einen harmonischen Klang, besonders wenn sich die Witterung ändern wollte, hören ließ. Dies bewog den Abt Gattoni zu Mailand, von einem Thurme zum andern Eisendräthe auszuspannen, welche so gestimmt waren, daß sie die sieben Grundtöne angaben. Weil die ganze Vorrichtung mit einer Harfe viele Aehnlichkeit hat, so nannte man sie Riesen- auch Aeols-Harfe. Von Zeit zu Zeit giebt sie länger oder kürzer, stärker oder schwächer Töne von sich, gleich einem angenehmen musikalischen Murmeln; und man kann sogar die Witterung darnach bestimmen. Im Kleinen wird dies Instrument, das man auch meteo-

rologische Harmonica nennt, aus zwei länglich viereckigen Resonanzboden bestehend, auf welche zwei auf einem Stege ruhende Drathsaiten gespannt sind, an solche Oerter frei angehangen, wo die Luft durchstreicht, so daß man, besonders in einiger Entfernung, ein ganz sonderbares Gemisch von Tönen vernimmt.

51) Zucker aus Milch gewonnen.

Ein süßes Harz, welches man durch Abrauchen und Cristallisation aus der Milch erhält, wird Milchzucker genannt. Die Einwohner in Irkuz verfahren dabei auf folgende Art. Sie lassen die eben gemolkene Milch allmählig erkalten, und gießen sie, ungekocht und unabgerahmt, in eiserne Gefäße, setzen sie dem Froste aus, und lassen sie gefrieren. Wenn sie zu Eis gefroren ist, erwärmen sie das Gefäß nur ein wenig, damit sie den ganzen Eisklumpen mit einem hölzernen Spatel vom Gefäß ablösen können. Um diesen Eisklumpen herum setzt sich bald fingersdicker weißer Puder an, der immer häufiger hervor dringt, je mehr man den Eisklumpen der kalten Luft aussetzt, und dieses ist der Milchzucker. Nimmt man ein Stückchen von diesem zu einem Eisklumpen ge-

stampften Puder und löset es in Wasser auf, so hat man gleich die wohlschmeckendste Milch.

52) Das Criminalgericht in Paris.

Am 23 Fructidor (8. September) 1802 hörte ich, erzählt ein Reisender, im Criminalgerichte eine sehr verwickelte Criminalsache aburtheln, die den Tag zuvor, wie gewöhnlich, durch Zeugenverhöre, in Gegenwart der Geschwornen, dazu eingeleitet war Es waren drei Richter, zwölf Geschworne und mehrere der abgehörten Zeugen dabei gegenwärtig. Die Geschwornen saßen zur rechten Seite der Richter auf drei hinter einander erhöheten Bänken; links auf einer erhöheten Bank saßen die Delinquenten zwischen vier Marechausse'es (Polizeisoldaten), vor ihnen ihre Vertheidiger, und vorn, den Richtern gegen über, die Zeugen; der Fiscal saß rechts neben dem Richter und in der Mitte saßen ein Paar Schreiber. Die Delinquenten waren ein Mädchen und ihr Bruder. Erstre hatte über 15 Jahre bei einer reichen, kinderlosen Wittwe gedient, die ihr, mit vielem Danke für ihre treuen Dienste, ein Legat von 600 Livres vermacht hatte. Sie wurde angeklagt, daß sie beim Tode der Wittwe, und zwar wenige Stunden vorher, aus dem Schreib-

pulte 22000 Livres baar Geld und einige Juwelen entwendet habe; ihr Bruder aber, daß er ihr dabei behülflich gewesen wäre, und das Geld aus dem Hause getragen hätte. Der Ankläger sprach über anderthalb Stunden lang vortrefflich über dieses gefährliche Verbrechen, und verlangte die strengste Bestrafung. Eben so lange und eben so meisterhaft sprach der Advokat der Angeklagten. Die Sache war äußerst verwickelt. Das Mädchen hatte das Zeugniß der Verstorbenen sowohl, als anderer, die sie genau kannten, über ihren funfzehnjährigen treuen Dienst und ihre sittsame Aufführung für sich. Es war bewiesen, daß sie schon vorher ein Vermögen von mehreren tausend Livres, und von der Verstorbenen einige ansehnliche Geschenke erhalten hatte. Niemand war dabei gewesen, als sie wahrscheinlich der Verstorbenen, wie es aus den Umständen zu erhellen schien, die Schlüssel unterm Kopfe weggenommen, und nach der That wieder dahin gelegt hatte. Sie war mehrere Wochen nachher ruhig im Sterbehause geblieben, in welchem gleich nach dem Tode alles versiegelt worden war. Nur einer der Erben hatte einige Tage vor dem Tode der Verstorbenen die Beutel mit dem Gelde im Schranke der Verstorbenen gesehen, welches aber, wie das Mädchen behauptete, ihr von mehreren Jahren rückständiger Lohn und ihr Vermögen gewesen sey,

das die Verstorbene aus gutem Willen ihr verzinset, kurz vorher zusammengezählt und ihr vor dem Tode zurückgegeben hätte. Aber damit stimmten die von jener genau geführten Hausrechnungen nicht überein; denn nach diesen sollte ungefähr so viel baares Geld vorräthig seyn. Dies fand sich nicht und so fielen mehrere Nebenumstände dem Mädchen zur Last. Einer der Richter, der statt des abwesenden Präsidenten den Vorsitz hatte, machte, nach beendigter Anklage und Vertheidigung, aus beiden einen Auszug, den er mit einer nachdrücklichen Ermahnung an die Geschwornen anfing, bei einem so gefährlichen Verbrechen, als der Hausdiebstahl ist, alle ihre Aufmerksamkeit anzuwenden. Er wiederholte hierauf jeden, auch den geringsten Umstand, für und gegen die Angeklagten.

Er sprach, als hätte er diese Sache mehrere Tage vorher durchgearbeitet und mit allem Nachdenken zu Papiere gebracht, vortrefflich und mit einem recht würdigen Anstande. Hierauf wurden die Angeklagten befragt, ob sie noch etwas zu erinnern hätten, und beim Stillschweigen weggeführt. Die Richter traten ab, und die Geschwornen gingen in besondre Zimmer, wo sie 2 Stunden lang mit einander überlegten.

Was ich, um das Ende abzuwarten, ausgestanden habe, das kann ich gar nicht beschreiben.

Die vordern Bänke, wo Fremde und Zuhörer, die man begünstigt, Platz finden, waren besetzt, und ich mußte die ganze lange Zeit bei der schrecklichsten Hitze zwischen dem allerniedrigsten Pöbel, welcher bei dergleichen Gelegenheiten ganz unbändig zudrängt, und zwischen den abscheulichsten Gesichtern zubringen. Denn häßlicher und schmutziger, wie diese Klasse von Menschen hier ist, findet man sie in der ganzen Welt nicht. Es sind wahre Carricaturen von Häßlichkeit, dabei von der Sonne braun gebrannt, und haben Backenbärte bis an die Nase. Die Weiber sind eben so schmutzig und ungewaschen, als die Männer. Noch jetzt möchte mir übel werden, wenn ich an die böse Luft und den unerträglichen Gestank denke. Wenn nicht zuletzt noch die Fenster geöffnet worden wären, hätte ich unmöglich die beiden letzten Stunden dazwischen aushalten können, so sehr mir auch an dem Ausgange dieser Sache gelegen war.

Während der Zeit fiel denn doch hier Anlaß zu mancher interessanten Bemerkung vor, vorzüglich in Hinsicht auf die Höflichkeit und Bescheidenheit dieser Menschen, sowohl unter sich, als gegen Fremde, wenn diese ihnen nur einigermaßen zu begegnen wissen. So hörte ich einige Male beim starken Drängen hinter mir sagen: „drängt doch nicht so arg, ihr seht ja, daß das ein Fremder und

ein Mann von Stande ist, der hier vorne steht" (ne poussez dont pas si fort, vous voyez bien, que c'est un étranger, un homme comme il faut, qui est devant vous); und so wurde ich hier, meines bessern Kleides wegen, so viel es den Umständen nach möglich war, geschont. Gleiche Schonung haben sie für die Weiber, die selbige auch als ein Recht fordern, und sich oft auf die beissendste Art Platz zu machen wissen, wenn ihnen nicht Ehre genug erwiesen wird. So sagte ein altes Fischweib zu ihrem unhöflichen Nachbar spottweise: „die Herren hier sind sehr wohl gezogen, sie drängen sich vor dem Frauenzimmer vor, um es desto bequemer zu haben" (ces Messieurs sont bien honnêtes, ils devancent les femmes, pour se mettre à leur aise), dies hörte man gleich mit einem pardonnez Madame erwidern, und jene behauptete ihren Platz. Das würde man doch in keinem andern Lande, selbst nicht unter einer feinern Menschenklasse erleben! Diese Begegnung habe ich hier bei Volksgedrängen allgemein gefunden, und ohne die geringste Besorgniß habe ich mich immer dazwischen begeben, wenn etwas öffentlich zu sehen war, so sehr mich auch andre Fremde davon abzuhalten suchten. Was mich aber bei dieser Gelegenheit wahrhaft in Erstaunen setzte, war die Art und Weise, wie während der Zwischenzeit diese

Menschen aus der niedrigsten Volksklasse, die wahrscheinlich weder recht lesen noch schreiben konnten, diese so sehr verwickelte, und mit so vielem Scharfsinne weitläuftig debattirte Criminalsache, vom Anfange bis zu Ende aufnahmen. Es entging ihnen dabei auch nicht der geringste Umstand für und gegen die Delinquenten. Sie raisonnirten dabei sehr richtig, und mit lebhaftem Interesse erwartete jeder den Ausspruch der Geschwornen. Sogar sprachen sie unter sich darüber, wer von den Gerichtspersonen am besten gesprochen hätte, und ein alter Invalide sagte vom Fiskal (Accusateur public): „der Mann spricht gut, aber seine ewigen Ausrufungen schicken sich besser für einen Theaterhelden, als hier vor Gericht, da mag ich lieber einen edlen, ungekünstelten Vortrag hören" (Il parle bien cet homme, cependant ses éternelles exclamations conviennent mieux pour un héros de théatre que pour la robe, je préfère un discours noble, simple etc.).

Das alles würde man in einem jeden andern Lande in der Welt, auch von einer weit mehr kultivirten Klasse von Leuten, nicht hören. Und hieraus kann man schließen, wie leicht sich dieses Volk durch öffentliche Reden stimmen, und durch falsche Vorspiegelungen mißbrauchen läßt, wovon leider! während der unseeligen Revolutionszeit so grausame Beispiele vor-

vorgefallen sind. Jedem dauerte das Ende dieser Geschichte zu lange, wobei es auch nicht an Glossen fehlte. Einer sagte ganz laut: „tausend Sapperment, jetzt lassen sie sich's um einer H. . von Diebinn wegen blutsauer werden, und sonst wurden hundert ehrliche Leute ganz ohne alle Umstände guillotiniret.“ (Sacre Dieu! l'on se fatigue bien à présent pour une f . ., voleuse, autrefois on guillotinoit cent honnêtes hommes sans la moindre discussion.) Endlich kamen die Geschwornen und Richter wieder zum Vorschein, und auch die Delinquenten wurden wieder auf ihre Plätze geführt. Einer der Erstern nahm das Wort, und erklärte, wie man zu vermuthen Ursache hatte, mit wenigen Worten, daß die Citoyenne N. N. schuldig, ihr Bruder, der Citoyen N. N., aber unschuldig wäre. Der erstre Richter sprach hierauf letztern gleich frei, nur sollte er noch 24 Stunden in Verhaft bleiben, weil sich noch etwas gegen ihn vor und bei der Bestrafung des Mädchens ergeben könne. Hierauf schlug er das Gesetzbuch auf, las daraus das Strafgesetz für Hausdiebe wörtlich vor, und das Mädchen wurde zur Bezahlung aller Kosten, zur 6stündigen Ausstellung am Schandpfahle (Pranger) und auf 8 Jahre ins Zuchthaus verurtheilt. Da sie vielleicht für ihr Leben besorgt war; so schien sie damit noch ziemlich zufrieden zu seyn, und

beide wurden hierauf weggeführt. Froher waren die anwesenden Erben der Verstorbenen, die ihre 22000 Livres wieder erhielten. Nun nahm der Fiskal (Accussateur public) von neuem das Wort, und klagte einen der anwesenden Zeugen an, daß er über einen Umstand in dieser Sache ein falsches Zeugniß abgelegt hätte, und der Richter befahl hierauf, daß er sogleich in Verhaft genommen und dem Tribunal correctionnel oder Unterkriminalgerichte übergeben werden sollte. Er schien, seinem Aeussern nach, ein wohlhabender Mann zu seyn. Ein Paar von den anwesenden Wachen nahmen ihn ohne Umstände in Empfang und führten ihn ins Gefängniß. Den andern Tag sah ich das Mädchen mit mehrern Delinquenten auf dem Platze de Gréve auf der Schandbühne (am Pranger) stehen.

Uebrigens scheint es, daß man jetzt in Paris sowohl den Hausdiebstahl, als andre Verbrechen, weniger strenge, wie ehemals, bestrafe. Denn auf einer ausgehängten Liste an den Thüren des Gerichtshofes lies't man die Kriminalurtheile, welche seit einer gewissen Zeit gefällt worden sind. Nach dieser Liste zu urtheilen, werden viele Verbrechen, auf welchen ehemals Todesstrafe stand, jetzt mit einer dauernden Zuchthaus- oder Galeerenstrafe belegt. Selbst auf den ebenerwähnten Fall stand ehemals Todesstrafe. Bei einigen Fällen haben die Gesetzgeber

auch auf Ort und Stelle Rücksicht genommen, wo das Verbrechen begangen ward, und darnach die Strafgesetze entweder gemindert oder geschärft. So wird z. B. der nächtliche Einbruch in der Stadt nicht am Leben, wohl aber auf dem Lande damit bestraft. Da man aber jetzt, wie bei so sehr vielen Dingen, auch bei dem neuen Strafgesetze findet, daß manche alte Einrichtung doch besser war: so ist auch darin schon vieles wieder abgeändert und nach der alten Weise bestimmt worden. Ueberhaupt macht man bei der neuen Gesetzgebung in Frankreich wenige Umstände, und wird auch hierbei ziemlich nach der Mode gearbeitet. So wurde vor einigen Tagen auch hier auf dem Platze de Gréve zum erstenmale wieder gestäupt und gebrandmarkt, worüber die Anhänger des alten Systems eine wahre Herzensfreude hatten. Wie es heißt, sollen auch die alten grausamen Todesstrafen wieder eingeführt werden, weil es damit bei der Guillotine zu leicht hergeht. Keiner freuet sich darauf mehr, als die Eigenthümer der Häuser auf dem Greveplatze, die über die niedrigen Fenstermiethen beim alltäglich gewordenen Guillotiniren laute Klagen führen.

Da vom Guillotiniren nun einmal die Rede ist; so will ich auch beschreiben, wie es dabei hergeht, und aufrichtig gestehen, daß, (weil man in der Fremde doch von allem etwas sehen

muß,) ich meinen geraden Weg dahin gegangen bin, und einen Thaler für einen Platz ausgegeben habe. Denn das ist nur eben so viel, daß der Domherr M . . . . , um es mit den zärtlichen Weibern nicht zu verderben, sie glauben machen will, der große Haufen Volks habe ihn unwillkührlich dahin mitgenommen, und er den Platz am Fenster als Zufluchtsort gegen Tumult gewählt. Er konnte ja mit weit geringerer Mühe durch die erste Nebengasse abbiegen, seiner Wege gehen, und die sechs Livres sparen, wenn es ihm nicht darum zu thun war, alles genauer zu sehen. Mit den meisten zärtlich seyn wollenden Weibern ist's auch nicht ganz richtig, und Manche, die in Gegenwart ihres Anbeters ein Buch, worin so etwas vorkommt, mit einem ihm bis in die Seele gehenden Schrei zur Seite legt, langt es beim Alleinseyn doch wieder hervor, um eine solche Stelle nicht zu überschlagen. Ich will hiebei nur bemerken, daß ich, sowohl bei dieser als andern dergleichen Gelegenheiten, unter den Zuschauern bei weitem mehr Weiber als Männer, und jene dabei immer mit größerm Ungestüm vordrängen gesehen habe. Als Beleg hiezu kann die Tochter des von dem Delinquenten getödteten Pächters angeführt werden, die ich in demselben Zimmer antraf, in welchem ich mich befand. Sie war 10 Stunden weit ge-

kommen, um mit kaltem Blute diese Execution anzusehen, da es ihr doch natürlicher Weise um desto mehr hätte empfindlich seyn müssen, weil sie den Menschen, der in ihres Vaters Hause erzogen war, von Jugend auf gekannt hatte.

Das diesmal versammelte Volk war größtentheils nur aus der niedrigsten Klasse, denn die aus der vornehmern haben leider! an Grausamkeiten sich satt sehen können; und Manchem muß dies Blutgerüste wegen des Verlustes seines Verwandten oder Freundes eine schauderhafte Erinnerung seyn! Mehreremale entstanden unter dem wartenden Haufen sehr lebhafte Bewegungen, die durch Taschendiebe veranlaßt wurden, von welchen einer zwar derbe Hiebe bekam, aber dem herbeieilenden Militair doch entwischte. Auch der um die Guillotine geschlossene Kreis von Bürgerwache und einigen Soldaten wurde mit vielem Lachen übergedrängt, aber durch die dem Delinquenten vorreitenden 50 Mann Dragoner und Marechausse'es leicht wieder hergestellt.

Der Delinquent war ein junger Mensch von einigen 20 Jahren, und hatte beim nächtlichen Einbruche einen Pächter bestohlen und vorsetzlich erschlagen helfen. Er hatte deswegen das rothe Tuch, als Schandzeichen für die Mörder, über die Schultern hängen. (Elternmörder haben dabei

noch das Gesicht mit einem schwarzen Flore bedeckt.) Der Missethäter, oder, nach dem fromm gemißbrauchten gemeinen Ausdruck, „der arme Sünder," wird hier auf einem zweirädrigten Karren, rückwärts sitzend, zum Richtplatze geführt, und von keinem Geistlichen begleitet. Nur der Scharfrichter sitzt vor ihm mit darauf. Vom Zeitpunkte des Stillhaltens des Karrens an, dauert die ganze Execution sammt dem Einwerfen des Körpers in den nebenstehenden Korb, keine volle Minute; und es geht so geschwinde, daß der Delinquent schon vor den letzten Augenblicken alle Besinnung verlieren muß.

53) Die Aehnlichkeit.

Einige muthwillige Gerichtspersonen nöthigten in dem Vorsaale einer Gerichtsstube, in welchem kein einziger Stuhl war, einen Bauer, sich zu setzen. Dieser fühlte den unverdienten Spott, und antwortete ganz naiv:

„Ja, hier ist es fast wie auf meiner Tenne, dort sind auch weder Stühle noch Bänke; aber desto mehr Flegel."

54) Das Kind der Stadt.

Am 28sten Februar 1804 ward zu Halle eine Schwangere, die 33 Jahr alt, aber nicht mehr als 2 Fuß und 10 Zoll hoch, an Armen, Beinen und am ganzen Körper verkrüppelt, und von sehr schwächlicher Konstitution war, durch den Kaiserschnitt entbunden, da sie, nach dem einstimmigen Urtheile sachkundiger Männer, nicht auf die gewöhnliche Art niederkommen konnte. Herr Geheime Rath Loder verrichtete die Operation, bei welcher sich, außer mehreren dasigen Aerzten und Studirenden, auch Herr Dr. Schlegel aus Merseburg zugegen befand, der vor einigen Jahren diesen seltenen Fall auch in Merseburg erlebt hatte. Die Operation selbst, bei welcher sich die Person standhaft betrug, und wenige Schmerzen empfand, währte einige Minuten, der Verband aber, welcher durch verschiedene Umstände sehr erschwert ward, nahm weit mehr Zeit weg. Der Blutverlust war unbedeutend. Das Kind, ein Knabe, war munter, aber klein. Die Länge desselben betrug 16½ Pariser Zoll, und es wog 4 Pfund 2 Loth. Die Patientinn befand sich den ersten Tag munter und ohne bedeutenden Schmerz; den zweiten klagte sie hauptsächlich über Beschwerde beim Athemholen, welche immer mehr zunahm, und am 1. März früh um 7 Uhr verschied sie. Das

Kind ward am ersten Osterfeiertage getauft, und Julius Cäsar genannt. Im Namen des unmündigen Kleinen erschien folgender Gevatterbrief im Drucke in welchem der Täufling die ganze Stadt zu Gevattern bat. „Unterschriebener soll am ersten Osterfeiertage, Nachmittags um 5 Uhr, auf dem Kronprinz durch die Taufe zur Gemeinschaft der Christenheit aufgenommen werden. Als Pathen bittet er die ganze Stadt. Einige würdige Personen vom Militair, der Universität, dem Magistrate und der Bürgerschaft repräsentiren dieselbe. Er hat dabei den Wunsch, das Kind der Stadt zu werden. Als Einziger seiner Art, innerhalb ihrer Mauern, den kein Weib gebahr, so arm als merkwürdig durch sein Erwachen zum Leben, das seine Mutter durch das ihrige erkaufen mußte, zweifelt er keineswegs an der Vorsorge seiner Mitbürger für ihn, die in ihrer Allgemeinheit nicht bloß ihrer Humanität, sondern zugleich ihrem Gemeingeiste ein ehrenvolles Denkmal stiften wird. Den Herrn Oberbergrath Reil hat er zu seinem Vormunde bestellt, zu dem er es sich versieht, daß er die eingegangenen Unterstützungen gut verwalten, und sie zu seinem zeitlichen und ewigen Heil wohl anwenden werde. Er wird, wenn er zur Ehre Gottes und zum Dienste der Welt herangewachsen ist, eben dadurch seinen Wohlthätern dank-

bar seyn, und setzt, wenn die Vorsehung ein kürzeres Lebensziel für ihn verhängt haben sollte, seine weitläuftige Verwandtschaft, die hiesigen Stadtarmen, zu seinen Erben ein. Halle den 1. April 1804.

Julius Cäsar."

55) Das Regiment Schlittschuhläufer in Norwegen.

In Deutschland dauert der harte Winter oft kaum drei Monate, in Norwegen ist die Erde gewöhnlich fünf Monate lang mit Schnee bedeckt. Dabei liegt der Schnee so hoch, daß man weder zu Fuß noch zu Pferde, außerhalb der gebahnten Straße, fortkommen kann. Selbst die gebahnte Straße wird oft so überschneiet, daß sie erst wieder geebnet werden muß, ehe Pferde und Menschen darauf fortkommen können. Dazu bedienen sich die Norweger einer Maschine, die vorne spitzig und hinten weit, fast wie ein Pflug, gestaltet ist, und durch welche sie den Schnee theils niederdrücken, theils auf die Seite schieben. Inzwischen ist die Jagd nicht allein eine Lieblingsbeschäftigung der Norweger, sondern auch eine Sache, die zu ih-

rem Lebensunterhalte gehört, und sie würden sehr übel daran seyn, wenn sie fünf Monate lang nicht von Einem Orte zum andern kommen könnten, ausser wo die Landstraße hingeht. Um sich da zu helfen, haben sie eine Art von Schlittschuhen erfunden, die sie Skier nennen, und mit denen sie ausserordentlich leicht und geschwind über den tiefsten Schnee hinwegfahren. Diese Schlittschuhe haben keine Aehnlichkeit mit denen, womit sich unsre jungen Leute im Winter auf dem Eise ein Vergnügen machen, sondern es sind dünne, handbreite Brettchen, wovon das am rechten Fuße drei, und das am linken drittehalb Ellen lang ist. Beide sind an den Enden etwas in die Höhe gekrümmt, und werden vermittelst zweier Riemen an die Füße befestigt. Das Brettchen am rechten Fuße ist meistentheils mit Rennthier- oder Seehundsfell gefüttert, und dies dient dazu, daß sich der Mann damit einen stärkern Schwung geben kann. Mit diesen Schlittschuhen, die man sich am schicklichsten als leichte Schlittenkufen vorstellen kann, durchstreifen die Norweger, sobald der Schnee nur etwas fest ist, die Wälder nach allen Richtungen, und es ist gar nicht zu glauben, mit welcher Geschwindigkeit dieses geschieht. Selbst der beste Läufer kommt mit ihnen, auch auf dem besten Wege, neben her nicht fort. Berge fahren sie mit der größten Schnellig-

keit herunter, so daß sie anhalten müssen, damit es ihnen den Odem nicht versetze. Und eben so gut ersteigen sie dieselben auch im Zickzack, wie der beste Fußgänger.

Da Norwegen schon öfters im Winter von Feinden überfallen worden ist; so kam man auf den Einfall, aus diesen Schlittschuhläufern ein Regiment Soldaten zu errichten, aus zwei Bataillonen bestehend, und 960 Mann stark. — Die Montur besteht in einer kurzen grünen Jacke, einem grauen Ueberrock mit gelbem Kragen, grauen langen Beinkleidern, und einer schwarzen ledernen Kappe. Bewaffnet sind diese Soldaten mit einer Büchse, einem breiten Hirschfänger, und mit einem langen Stocke, der unten mit einem spitzigen Eisen beschlagen ist. Dieser Stab leistet nicht allein bei dem Schlittschuhlaufen gute Dienste, sondern kann auch beim Schießen zum Auflegen der Büchse dienen. Doch sind die Norweger so gute Schützen, daß sie nicht leicht aus freier Hand ihr Ziel verfehlen. Dieses Regiment wird alle Winter in den Waffen geübt, es marschirt in drei Gliedern, aber jedes Glied bleibt von dem andern 8 Schritte, und jeder einzelne Mann von seinem Nachbar 3 Schritte weit entfernt, damit sich die Soldaten frei bewegen können. Seit Errichtung dieses Regiments ist es jedem Feinde schwer, des Winters in Norwegen

einzufallen. Die Schlittschuhläufer sind mit der größten Geschwindigkeit da, und da sie keine Pfade und Wege brauchen, sondern allenthalben fortkommen können: so kommen sie dem Feinde auf allen Seiten bei, und thun ihm Schaden, während dieser nicht einmal etwas gegen sie ausrichten kann. Der tiefe Schnee macht es ihm unmöglich, sie zu Fuß oder zu Pferde zu verfolgen, und selbst mit den Kanonen kann er ihnen keinen großen Schaden thun, weil sie zu einzeln marschiren. In einem Augenblicke sind sie da, und schießen, und mit Blitzesschnelle verschwinden sie wieder, um an einem andern Orte zum Vorschein zu kommen. Da machen sie sich nicht viel daraus, wenn die Kanonenkugeln neben und hinter ihnen herfliegen; hingegen kann ihnen der Feind gar nicht entgehen, wenn es dazu kommt, daß sie ihn verfolgen. Was sie ausser ihrem Gewehre nöthig haben, Kessel, Feldflaschen, Hacken, Schaufeln, Munition und Brod, das wird ihnen durch andre Schlittschuhläufer auf Schlitten nachgeführt, die auf ähnlichen Brettern stehen, und die ein einziger Mann leicht allenthalben hinfährt.

56) Schöne Wirkung des Rosenkranz-Festes.

Am 9ten Juny 1804 wurde zu Salenci les Noyon das Fest des Rosenkranzes unter unglaublichem Zulauf von Menschen gefeiert. Der Stifter desselben ist der im Jahre 545 verstorbene Bischof von Noyon, der heil. Medardus. Dieses Fest wurde seitdem immer jährlich begangen, selbst von den größten Stürmen der Revolution nicht unterbrochen, und seit seiner Einführung hat kein Einwohner von Salenci eine öffentliche Strafe verwirkt.

57) Wuth der Pest.

Der Sommer des Jahres 1346 war kühl und feucht. Am 13. Sept. fiel schon ein starker Nachtfrost ein, so daß die Trauben am Weinstocke verdarben. Mit diesem Jahre nahm die schreckliche Pest ihren Anfang, die bis zum Jahre 1361 fast die ganze Welt entvölkerte, und unter dem Namen des schwarzen Todes bekannt ist. Von 1348 bis 1358 wüthete sie am stärksten. Sie entstand in

den äußersten östlichen Gegenden Asiens, und ging von Korea und China aus, woselbst eine fast unglaubliche Anzahl Menschen, 13 Millionen angeblich — daran starben, ging dann durch die große Tartarey und Sibirien nach Westen hin. Die Provinzen Kaptschack und Kumanien starben fast ganz aus. Von hier verbreitete sie sich schnell durch die ganze Levante, bis nach Konstantinopel. Zu Gaza, in Palästina, starben in anderthalb Monat 22000 Menschen. In Egypten und dem nördlichen Afrika waren die Verheerungen schrecklich. Aus der Levante kam sie durch Kauffahrtheischiffe nach Sicilien und Italien. In Florenz starben 60000, in Siena 70000 Personen. In Korsika und Sardinien blieb nicht der dritte, und in Venedig nicht der vierte Theil der Einwohner am Leben. Ueberhaupt sollen in Italien mehr Menschen umgekommen seyn, als in den übrigen Theilen von Europa. In Zeit von 3 Jahren soll die Volksmenge über die Hälfte vermindert worden seyn. In Frankreich war es nicht viel besser. Zu Avignon starben in 3 Monaten 60000, und allein binnen acht Tagen 1400 Menschen. Marseille starb fast ganz aus. In Paris begrub man täglich 500 Personen, jedoch mehr junge als alte Leute. In Deutschland starb der vierte Theil der Einwohner. In Wien

an einem einzigen Tage 960 bis 1200. In Strasburg starben 16000 Menschen. In Westphalen konnte man die Todten nicht mehr begraben. In Schleswig und Holstein blieb kaum der fünfte Theil Menschen lebendig. Im August 1348 kam sie nach England herüber, und im November nach London; hier blieb kaum der zehnte Theil der Einwohner verschont, und die Kirchhöfe hatten keinen Platz mehr. Endlich drang sie sogar bis nach Island vor, welches dadurch so entvölkert ward, daß es seitdem nie wieder zu der vorigen Volksmenge und Kultur gelangen konnte; so wie auch die östliche Küste von Grönland, woselbst sich damals verschiedene Kirchspiele befanden, und das nunmehr aus der Reihe bewohnter Länder verschwunden ist. Die Wirkungen dieser Pest auf den menschlichen Geist waren höchst traurig. Der Gang der öffentlichen Geschäfte ward aufgehalten, die Industrie gehemmt, und die Moralität verfiel gänzlich. Weder göttliche noch menschliche Gesetze galten mehr. Ein jeder that ungestraft und ohne Scheu, was ihn gut dünkte, und Redlichkeit und Menschenliebe schienen von der Erde entflohen zu seyn.

58) Künstlerfehler gegen die Chronologie.

Auf dem Schlosse zu Anjou, dem Hause Rohan gehörig, ist eine Tapete, wo Judith, nach der Enthauptung Holofernis, Gott zu den Füßen eines Crucifixes, und vor einem Marienbilde dankt; und neben dieser Tapete eine andre, auf welcher ein Mönch unserm am Kreuze sterbenden Heiland ein Crucifix vorhält.

In der St. Kilianskirche zu Würzburg ist ein Bild, wo sich Johannes, der Liebling von Jesu, mit einem Gebetbuche bei der Abnahme Christi vom Kreuze befindet.

In der Kapelle bei dem deutschen Hause in Nürnberg sind 2 Abbildungen, wo auf der ersten einer der sogenannten heiligen 3 Könige, und auf der andern König Ahasverus den Orden des goldenen Vließes tragen.

Im Dome zu Augsburg ist ein Gemälde, wo Madame Noah, als Sultaninn gekleidet, einen Bologneserhund trägt, und in den Kasten oder die Arche geht.

In der Garnisonkirche in Jena ist auf einem Epitaphium das Grab Christi gemahlt, verwahrt mit Papier und Siegeln auf Lack.

Zu Braunschweig im Dome ist ein Gemälde, worauf ein Christuskind ist, das einen Rosen-

senkranz in der Hand; ferner ein Engel, der einen Jagdspieß in der Hand hat, und mit einem Hirschfänger umgürtet ist.

In der Bibliothek zu Wolfenbüttel ist ein katholisches Gebetbuch, wo auf einem Kupfer, welches das 6te Gebot vorstellen soll, ein Kupido in der Luft zu sehen ist, der dem Könige David einen Pfeil in die Brust schießt.

Zu Soest in Westphalen ist ein Bild, worauf der Heiland und seine Jünger, das Osterlamm essend, gemahlt sind, und auf der Schüssel ein Westphalischer Schinken liegt.

59) Mensch und Unmensch.

Ein Bäcker zu London hatte einen Zank mit seinem Nachbar. Um sich zu rächen, lockte er den Dachshund desselben, der von seinem Herrn sehr geliebt wurde, in sein Haus, rief seine Gesellen zusammen, um eine Kurzweil anzusehn, und warf lachend, trotz ihrer Fürbitten, den Hund in den glühenden Ofen. Diese gräuliche Handlung empörte die Gesellen so sehr, daß sie auf der Stelle seinen Dienst verließen, und die That den Gerich-

ten anzeigten. Dem Bäcker ward ein Criminal-Prozeß gemacht, als Dieb.

60) Die bestrafenden Fragen.

a.

„Was halten Sie von einem so außerordentlich früh entwickelten Verstande?" fragte Lorenz von Medicis einen Mailändischen Gesandten, indem er ihm einen fünfjährigen Knaben vorstellte, von dessen Witz ganz Florenz voll war.

„Kinder von der Art — antwortete ihm der Gesandte — werden in reiferm Alter gewöhnlich dumm." —

„Sie waren gewiß auch ein sehr kluges Kind?" versetzte der Knabe.

b.

Der Engländer Sterne hörte in einer Gesellschaft einmal auf diejenigen Schriftsteller heftig losziehen, welche ihre Talente zu den unsittlichen Schlüpfrigkeiten mißbrauchten.

„Ja wahrlich! — rief Sterne aus — man sollte jeden Schriftsteller, der seiner Feder eine ein-

zige Sottise entwischen läßt, über seiner eigenen Hausthür aufknüpfen." —

„Sie, mein Herr, — antwortete ihm eine Dame — wohnen also zur Miethe?"

61) Der Sagobaum.

Dieser Baum ersetzt in den südlichen Gegenden Asiens zum Theil den Mangel des Getreides, und ist, da er keine Wartung verlangt, ein köstliches Geschenk der Natur für Leute, die nicht Lust zu arbeiten haben. Er gehört zum Geschlechte der Palmen, und wächst wild in den Wäldern. Seine Höhe steigt auf 30 Fuß, und oft wird er so dick, daß man ihn kaum umfassen kann. Er vermehrt sich durch Saamen und Schößlinge. Seine holzige Rinde ist ungefähr einen Zoll dick, und bedeckt eine Menge länglichter Fasern, die sich durcheinander schlingen, und ein klebrigtes Mehl einschließen. Sobald der Baum zur Reife gelangt, zeigt sich an den Enden der Blätter ein weißer Staub, der aus ihnen hervorschwitzt. Wenn die Indianer dies Zeichen sehen, so hauen sie den Baum um, und zerschneiden ihn der Länge nach in verschiedene Stücke, die sie wiederum der Länge nach in vier Theile zer-

legen. Sie nehmen das Mark heraus, lassen es in Wasser zergehen, und gießen es darauf in einen Filtrirsack von feinem Zeuge, um die Fasern, womit es umgeben ist, desto besser abzusondern. Wenn dieser Teig durch das Verdünsten etwas trockner geworden ist, so kneten sie ihn in Formen von Thon, und lassen ihn darin trocknen, und hart werden. Dieser Teig giebt eine gesunde Nahrung, und hält sich Jahre lang. Wenn die Indier den Sago essen wollen, so lassen sie ihn bloß in Wasser zergehn, oft kochen sie ihn auch. Sie verstehen die Kunst, das feinere Mehl abzusondern, und daraus Körner von der Größe des Reises zu formiren, in welcher Gestalt er nach Europa gebracht wird.

62) Die Ehrenlegion.

Der durch ein kaiserl. Dekret vom 11. Jul. 1804 für die Ehrenlegion bestimmte Orden besteht in einem Stern mit fünf Doppelstralen; in der mit einer Eichen- und Lorbeerkrone umgebenen Mitte des Sterns, befindet sich der Kopf des Kaisers mit der Umschrift: „Napoleon, Kaiser der Franzosen," und auf der andern Seite der französische Adler mit dem Blitze in der Klaue und der Umschrift: „Ehre

und Vaterland.“ Der Orden ist weiß emaillirt. Die Großoffiziere, Commandanten und Offiziere tragen ihn in Gold, die Gemeinen in Silber, und zwar im Knopfloche des Rocks an einem rothen Moirbande. Jedes Mitglied der Ehrenlegion darf nur den für seinen Grad bestimmten Orden und nur der Kaiser allein kann beide Grade nach Belieben tragen. Jedes Mitglied der Ehrenlegion erhält ein Wappen, und mit der Ausfertigung des Diploms ist auch die Ertheilung des Ordens verbunden, den sie sogleich tragen dürfen. Wenn ein solches Mitglied zur Zeit seiner Ernennung bei irgend einer Civil- oder Militairbehörde angestellt ist, so wird ihm der Orden im Namen des Kaisers in Gegenwart der versammelten Behörde übergeben. — Bereits unterm 24. Ventose des Jahrs 12 erließ die Regierung der Republik den Beschluß, daß man die Mitgliedschaft der Ehrenlegion mit dem Verluste des Bürgerrechts verliere, und nur, so lange dies nicht geschehen sey, der Rechte theilhaftig werden könne, die jene Mitgliedschaft gewährt. Es müssen daher alle Gerichtshöfe an den Großkanzler der Ehrenlegion berichten lassen, wenn ein Kriminalprozeß gegen ein Mitglied der Ehrenlegion anhängig gemacht, und können es nicht eher bestrafen, als bis es degradirt worden ist. Diese Degradation geschieht sofort, nachdem

das Urtheil verlesen ist, mit den Worten: „Sie haben gegen die Gesetze der Ehre gefehlt; ich erkläre daher im Namen der Legion, daß Sie deren Mitglied nicht mehr sind.“ Unteroffizier und Gemeine bei der Land- und Seemacht, welche zur Ehrenlegion gehören, können nicht ohne Erlaubniß des Kriegs- oder Seeministers kassirt werden, und gedachte Minister können diese Erlaubniß nur erst nach geschehener Anzeige an den Großkanzler der Legion, der beim Chef derselben selbst (das heißt, beim Kaiser) darüber anfragen wird, ertheilen. Der große Rath der Ehrenlegion kann als wohlverdiente Strafe einem Mitgliede der Legion einen Theil oder alle seine aus der Mitgliedschaft entspringenden Rechte entziehen. — In einem Beschlusse des großen Raths der Ehrenlegion vom 23. Mai 1804 heißt es: „Ausländer, die als Mitglieder der Ehrenlegion ernannt werden, sind zugelassen aber nicht aufgenommen. Sie tragen den Orden, aber leisten nicht den Eid der Ehrenlegion, werden nicht unter die bestimmte Anzahl der Mitglieder gezählt, und genießen nicht der den Mitgliedern im Senats Consulte vom 18. Mai ertheilten politischen Rechte.

Der Moniteur vom 17. July 1804 theilt eine ausführliche Beschreibung von dem Zuge des Kai-

sers und der Kaiserinn nach dem Hotel der Invaliden mit. Der Raum verstattet es hier nicht, uns umständlich über eine Sache auszulassen, die für den Nichtfranzosen nicht Interesse genug hat, und von der man bereits das Vorzüglichste kennt. Indeß wird Folgendes unsre Leser gewiß interessiren. Als der Großkanzler der Ehrenlegion seine Rede beendigt hatte, rief er die Staabsoffiziere der Ehrenlegion auf, die dann an dem Fuße des Throns einzeln ihren Eid ablegten. Hierauf bedeckte sich der Kaiser und hielt mit starker und lebhafter Stimme folgende Anrede an alle Mitglieder der Ehrenlegion: „Kommandanten, Offiziere, Legionäre, Bürger und Soldaten! Schwöret bei eurer Ehre, euch dem Dienste des Kaiserthums zu widmen, sein Gebiet unverletzt zu erhalten, den Kaiser, die Gesetze der Republik und das durch die Gesetze geheiligte Eigenthumsrecht zu vertheidigen, mit allen von der Gerechtigkeit, der Vernunft und den Gesetzen gebilligten Mitteln, jedes Unterfangen zu bekämpfen, wodurch man die Lehnsverfassung wieder einführen wollte, kurz, aus allen Kräften dazu beizutragen, daß die Freiheit und Gleichheit, diese vorzüglichsten Grundlagen unsrer Verfassung, aufrecht erhalten werden! Schwöret!" Mit empor gehobener Hand riefen die Mitglieder der Ehrenlegion zu gleicher Zeit: ich schwöre! und ein wiederholter

Ausruf: es lebe der Kaiser! widerhallte durch die ganze Kirche, und brachte bei allen Anwesenden eine unbeschreiblich tiefe Rührung hervor. Denn die in der mit den tapfersten Kriegern angefüllten Kirche aufgehängten Denkmäler des französischen Ruhmes, diese zahlreichen Reihen alter, verwundeter Soldaten, und junger Leute, die sich hier vereint dem Ruhme und der Hoffnung des Vaterlandes weiheten, und der religiöse Schmuck der Altäre, alles begeisterte mächtig die Einbildungskraft und prophezeihete der unter solchen Wahrzeichen entstandenen Einrichtung einen langen Bestand. Nun rief der Großkanzler die Comthuren, die Offiziere und die Gemeinen der Legion auf; sie kamen einzeln an den Fuß des Throns und empfingen den Orden aus des Kaisers Händen. Vorzüglich richtete der Kaiser sein Augenmerk auf jene im Dienste grau gewordenen Helden, deren ruhmvolle Dienste durch ihre Wunden bestätigt waren. Es war ein sanfter, edler und rührender Anblick, dieses bunte Gemisch der ausgezeichnetsten Bürger aus allen Ständen und von jedem Alter zu sehen: denn hier stand der Gemeine neben dem General, der Geistliche neben dem Rechtsgelehrten, und der Gelehrte neben dem Künstler; alle empfingen den Lohn für das, was sie leisten konnten und was sie geleistet haben, und alle schienen nur eine Familie auszuma-

chen, die sich um des Helden Thron zu dessen Zierde und dessen Schutz herumlagerte. Was diesem Schauspiele noch mehr Feierlichkeit gab, waren zwei in Egypten blind gewordene Militairpersonen, die man zum Throne führen mußte, und denen der Kaiser mit eigener Hand den Stern ansteckte. Allen übrigen gab er denselben nur in die Hand, und unten an den Stufen des Throns reichten Hofbediente jedem 2 Stecknadeln, um ihn anzustekken. Während dieser Austheilung trat ein mit Wunden bedeckter Offizier auf die Stufen des Throns, der noch nicht zum Mitgliede der Ehrenlegion ernannt worden war, und sagte dem Kaiser offenherzig, er komme dennoch, um den Orden zu empfangen. Als der Kaiser seine Wunden sah, erklärte Er, daß es keines weitern Berichts bedürfe, und ertheilte ihm den Stern. Dieses Fest wurde mit einem Tedeum von Lesueur beschlossen.

63) Der Räuber und der Prediger.

In England überfiel ein Räuber einen reisenden Prediger, und nahm ihm einen Beutel mit Golde. Der Räuber wollte sich eben davon machen,

und den Beraubten ruhig seiner Straße ziehen lassen. Allein dieser that sehr kläglich über den erlittenen Verlust, und stellte dem Spitzbuben vor, daß er in der nächsten Stadt höchst nöthig etwas Geld brauche, und nun keinen Pfennig weiter bei sich habe. Der Räuber nahm das zu Herzen und hielt ihm die geraubte Geldbörse vor, mit dem Bedeuten, daß er sich so viel zurücknehmen sollte, als er höchst nöthig brauche. Der Prediger that einen starken Griff und nahm auf diese Art eine Handvoll zurück.

„Zum Henker — sagte der Räuber — Sie haben auch kein Gewissen."

64) d'Alembert, ein Findelkind.

Der berühmte Philosoph d'Alembert war der natürliche Sohn einer sehr vornehmen Dame, die ihn, um ihren Fehltritt zu verbergen, auf der Treppe der Kirche von St. Roch in Paris aussetzen ließ. Eine arme Näherinn fand ihn, adoptirte ihn, ließ ihn von dem Ertrage ihrer Arbeit erziehen, und brachte ihn in das Kollegium von Montaigu. Der junge Mensch benutzte den erhaltenen Unterricht so, daß er, wie einst Pascal,

schon im 15. Jahre neue Entdeckungen in der Geometrie machte Schon war sein Name in Europa bekannt und die Gelehrten suchten die Gesellschaft des jungen Schülers von Montaigu. Der Ruf dieses frühzeitigen Ruhmes erscholl so oft bei jener vornehmen Dame, daß sie endlich stolz darauf wurde, einen solchen Sohn geboren zu haben. Sie hatte nämlich seine Pflegemutter beobachten lassen, und war also von dem Schicksale des Kindes unterrichtet, ohne ihm jedoch zu Hülfe zu kommen.

Eitelkeit bewirkte, was die Stimme der Natur nicht vermocht hatte Sie begiebt sich einst in das Kollegium und verlangt, den Jüngling zu sehen. Er erscheint. Sie spricht viel von der Tyrannei des Vorurtheils, von dem Zwange, den es ihr gekostet habe, ihn zu verlassen u. s. w. Ich bin Ihre Mutter! sagt sie zu ihm.

„Sie, Madam! meine Mutter? — Sie irren Sich. Ich habe keine Mutter, als die, welche mich als Kind versorgt hat.“ — Er kehrte ihr den Rücken zu, und sah' sie nie wieder; aber stets war er der zärtliche und gehorsame Sohn der Näherinn, und bezahlte ihr in ihrem Alter die Pflege seiner Kindheit mit Wucher.

65) Die wohlberechnete Wette.

Ein gewesener Pariser Friseur, den die Revolution bereichert hat, spielt jetzt den vornehmen Herrn. Er geht nur mit zurückgekehrten Ausgewanderten um, spielt hohes Spiel und macht im höchsten Grade den Gecken. Neulich ging er in den Thuillerien vor zwei jungen Leuten, die ihn kannten, ihm aber unbekannt waren, vorüber. Ich wette, sagte der eine zum andern, daß ich diesem Menschen einen Fußtritt ad posteriora reichen will, ohne daß er es übel nimmt. Gehst du die Wette ein? — Ja. — Jener nimmt einen Anlauf, und führt sein Vorhaben recht energisch aus. — Der Exfriseur erschrickt, und dreht sich schnell um. — Ach! verzeihen Sie mein Herr, redet ihn sein Gegner an, ich hielt Sie für den Grafen **** — Mein Herr, erwiderte der Andre, dem diese Verwechselung schmeichelte, — Sie sind gar zu gütig.

66) Der Untiefen-Messer.

Herr v. Humboldt hat mit vieler Sorgfalt die Meinungen von Franklin und Williams

über den Gebrauch des Thermometers zur Entdekkung der Untiefen geprüft. Mit Verwunderung sah er, wie sich das Wasser erkältete, wenn seine Tiefe abnahm, und wie sich dadurch die Untiefen und Küsten ankündigten. Das schlechteste Weingeistthermometer, wenn es nur viel Scale macht, kann in der Hand des unwissendsten Schiffers im Sturm und bei Nachtzeit das schätzbarste Werkzeug abgeben. Die Beobachtung ist um so leichter zu machen, da die Temperatur des Meeres Tag und Nacht in Räumen von 12000 Quadratmeilen so unveränderlich bleibt, daß in 46 Tagen Seefahrt der Unterschied nicht $\frac{3}{10}$ Grad Reaum. beträgt. Sobald man aber in die Nähe einer Untiefe kommt, ist das Wasser gleich um fünf bis sechs und mehr Grade Fahrenheit kälter. Es zeigt dadurch die Gefahr weit früher, als das Senkblei, dessen Gebrauch übrigens hierdurch keinesweges auszuschließen ist, an. Man kann auch nicht sagen, daß keine Untiefen da wären, wo das Thermometer nicht sinkt, — aber man hat Ursach auf seiner Hut zu seyn, wo es plötzlich sinkt.

67) Begräbniß eines Ritters der Ehrenlegion.

Am 25sten July 1804 ward im Münster (in der Domkirche) zu Strasburg, für ein, Tages zuvor an der Lungenentzündung verstorbenes, Mitglied der Ehrenlegion eine feierliche Seelen-Messe gelesen, bei welcher der Bischof in Person das Hochamt hielt. Der Verstorbene war ein gebohrner Strasburger, Namens Friedrich, und diente unter der Leibwache des General Kellermann als Trompeter. Bei einem Gefechte welches gegen das Ende des Krieges statt fand, rettete er durch seine persönliche Tapferkeit einen Pulverkarren, dessen sich die Oesterreicher schon bemächtigt hatten, und hinterdrein half er auch der Bespannung dieses Karrens, mit welcher die Stückknechte, um dem Feinde zu entgehen, in den Neckar gesprengt hatten, wieder an's Land. Zum Lohne für diese Bravour, erhielt er eine silberne sogenannte Ehrentrompete, und nachher, bei Errichtung der Ehrenlegion, das silberne Kreuz. Bei seinem Absterben ließen alle in Strasburg anwesende Mitglieder der Ehrenlegion diesem, ihrem verstorbenen Kameraden, mit großer Pracht eine Seelen-Messe halten, bei welcher Gelegenheit die Kirche schwarz ausgeschlagen, und mit Wachs-

lichtern erleuchtet war. Daß diese Ehrenbezeugung einem braven Manne widerfuhr, obgleich er nur Trompeter war, und daß in die Ehrenlegion, deren Oberhaupt der Kaiser ist, nicht bloß Männer, die durch ihren Stand, sondern Alle, die durch Verdienst ausgezeichnet sind, ohne Unterschied aufgenommen werden, so daß neben Generalen und Ministern, auch gemeine Soldaten, selbst Trommelschläger, und Bürger aus allen Classen, Gelehrte, Geschäftsmänner, Künstler, Bauern, neben einander stehen, eben hierin besteht das Ausgezeichnete und das Eigenthümliche der Ehrenlegion, von welcher die früheren Zeiten nichts Aehnliches aufzuzeigen haben.

68) Der kurze Criminal-Prozeß.

Folgendes sind die vollständigen Criminalakten, die der Rath in der Stadt Oldenburg in Holstein im Jahre 1492 über einen Pferdedieb abhielt.

„Benedir Hartung, in de Hacht (Verhaft) kamen den 1 Okt. darümme, dat he stahl, Harm Gloye, als de darumme klaget, dat Moder Peerd. He bekennt. Dat Ordel iß: tom Gal-

gen. Actum am 3. Oct. Hevet ok hüde Namiddag den Band erleden, un dat Hillige iß eme van dem Kerkhern, als man em utföhret, gewiset. Actum am 3. Oct."

69) Hiller aus Wendlingen. Beispiel zur Warnung und Gegenstand des Mitleids.

Johann Georg Philipp Hiller, lutherischer Religion, war 1765 zu Wendlingen, einem kleinen Städtchen im Wirtembergischen, geboren. In seiner Jugend ward er, seinem eigenen Geständnisse zufolge, ordentlich zur Schule gehalten, im Christenthume wohl unterrichtet, und gehörig konfirmirt; auch besuchte er fleißig, sowohl in seinen frühern Jahren, als bis auf die Zeit, da er sich eines so vielfachen Verbrechens schuldig machte, die Kirche, und genoß das Abendmahl. Sein Vater, ein Müller, lehrte ihn seine Profession, und ließ ihn schon im vierzehnten Jahre seines Alters als Müllergeselle ausschreiben. Hierauf ging er zu einem nicht weit von seinem Geburtsorte wohnenden Vetter, einem Steinmetzen; und auch dieser ließ

ihn,

ihn, ungeachtet er vier Jahre bei demselben lernen sollte, doch nach anderthalb Jahren gleichfalls als Geselle ausschreiben. Nun kehrte er zu seinem Vater zurück, um diesem in seiner Wirthschaft und Profession Hülfe zu leisten. Da er aber den Vater aufs neue verheirathet fand, (seine rechte Mutter hatte er bereits im Alter von acht Jahren verloren,) und er sich nicht mit der Stiefmutter, einer bösen, zanksüchtigen Frau, vertragen konnte; so verließ er nach anderthalb Jahren heimlich sein väterliches Haus — mit einer silbernen Taschenuhr und etwa funfzig bis sechszig Thaler baaren Geldes, die er sich durch einen kleinen Viehhandel, mit Erlaubniß seines Vaters, verdient hatte, versehen — um zu seinen Großeltern, begüterten Leuten in dem Flecken Fullingen, der ungefähr zehn Stunden von Wendlingen entfernt liegt, zu gehen: in der Absicht, dort bei ihnen, bis sich weitere Aussichten für ihn zeigen würden, sich aufzuhalten.

Da er aber den Weg nicht genau wußte, so kam er auf Ulm zu, ward von dem daselbst stehenden Königl. Preußischen Werbe-Offizier, ob er gleich anfänglich nicht die geringste Lust zum Soldatendienst bezeigte, endlich doch — vermocht, sich gegen ein sehr unbeträchtliches Handgeld, auf eine Kapitulation von vier Jahren, als Soldat anwerben zu lassen.

Er ward nach Königsberg in Preußen transportirt, und an das Königl. Preußische Infanterie-Regiment Jung-Rothkirch vertheilt.

Anfangs, als er noch im Besitze seiner Uhr und seines Geldes war, lebte er recht ordentlich und zufrieden; da aber dies nach und nach abnahm, und endlich ganz verzehrt war, auch seine geringe Löhnung bei einem natürlichen Hange zu Vergnügungen nie zureichte: so beging er in einer Zeit von viertehalb Jahren drei unbeträchtliche Diebstähle, für welche er auch mit verhältnißmäßiger Regimentsstrafe belegt ward. Die Züchtigungen bewirkten bei dem gutgesinnten Jünglinge den festen Vorsatz, sich zu bessern; und, da es ihm nicht an natürlicher Geschicklichkeit gebrach, so erlernte er gar bald das Frisiren, wodurch er sich eine geraume Zeit so viel verdiente, als er zu Befriedigung seiner Bedürfnisse brauchte.

Im Juli 1785 ward Hiller aufwartender Bursche bei zwei Junkern dieses Regiments, den Herren von Lanken, aus Schwedisch-Pommern. Sie wohnten auf dem untern Haberberge, einer sehr abgelegenen Gegend nahe an der Stadtmauer, weshalb Hiller fast den ganzen Tag über bei ihnen war.

Den 28sten Juli gab der jüngste Herr von

Lanken ihm einen Friedrichsd'or zum Auswechseln, wofür er an Courant 16 Preuß. Fl. weniger drei Groschen bringen sollte; da er aber überall nur 15 Fl. 22½ Preuß. Gr. bekommen konnte, ging er Abends wieder in des Junkers Quartier, um ihm den Friedrichsd'or zurück zu geben. Er fand Niemand zu Hause, und behielt das Goldstück an sich, um es am folgenden Morgen wieder abzuliefern. In dieser Absicht steckte er denn auch Tages darauf, als er von Hause wegging, das Gold zu sich, und zwar in den Hosengurt (weil die Beinkleider der Soldaten keine Taschen haben, und er zum Frisiren nur eine Jacke ohne Taschen trug), in der Meinung, es recht gut verwahrt zu haben, zog auch noch seine Ueberhosen an. Hierauf ging er erst zu einem Chirurgus der Kompagnie, den er frisirte, und von da gerade in das Quartier der von Lanken. Beide schliefen noch; Hiller besorgte alles Nöthige, und wollte nun die Brüder wecken. Vorher griff er in den Gurt, um den Friedrichsd'or heraus zu nehmen; aber er fand ihn nicht. Er durchsuchte also noch einmal ganz genau die Unter- und Ueberbeinkleider; allein der Friedrichsd'or war und blieb weg.

Es überfiel ihn hierüber eine außerordentliche Angst. Weil er indeß doch glaubte, er könne in der Geschwindigkeit beim Weggehn das Gold wol

noch zu Hause irgendwo verlegt haben; so nahm er sich vor, nach verrichteter Arbeit, im Quartiere nachmals überall nachzusuchen, und beruhigte sich durch die Vorstellung, daß er es ohne Zweifel wieder finden würde. Er weckte nun die beiden Junker; und, als der jüngste von Lanken nach seinem Friedrichsd'or fragte, antwortete Hiller: daß er das verlangte Geld dafür nicht hätte bekommen können, daß er ihn gestern Abend vergebens zurückgetragen, und heute Morgen in der Geschwindigkeit nur vergessen hätte; wenn er wieder käme, würde er ihn ganz gewiß mitbringen. Womit der Junker auch zufrieden war.

So bald nun Hiller mit dem Frisiren und Anzuge fertig war, lief er geschwind nach Hause, und suchte überall nach; allein, der nicht im Hause, sondern auf der Straße ihm entfallene Friedrichsd'or war nicht wieder zu finden. —

Seine Angst ward also nun noch größer; und zwar um so mehr, weil er den Gedanken faßte, daß man ihm als einem Menschen, der schon einmal in schlechtem Kredit stehe, wenn er jetzt auch gleich entdecken würde, wie es ihm gegangen sey, dieses nicht glauben, sondern vielmehr, in der Meinung, daß er den Junker um das Geld betrügen wolle, deshalb gewiß zur strengsten Verantwortung ziehen werde.

Mit dieser Furcht bezog er bald darauf auch die Vorstädter-Wache; und, da er nach vielem angstvollen Hin- und Herdenken kein Mittel vor sich sah, so viel Geld wieder herbei zu schaffen, so gerieth er am Abend plötzlich auf den unglücklichen Gedanken, sich in der Nacht von der Wache, die nicht weit von dem Quartiere der Junker entfernt war, in deren Wohnung einzuschleichen, und dem jüngsten Herrn von Lanken sodann von seinem im Koffer befindlichen Gelde Einen Friedrichsd'or, den er ihm darauf am folgenden Tage in die Stelle des verlornen zurückgeben wolle, zu entwenden.

Die Ausführung dieses Gedankens schien ihm um so leichter zu seyn, da erstlich der ältere Bruder sich mit ihm zusammen auf der Wache befand; zweitens ihm bekannt war, daß der jüngste von Lanken einen festen Schlaf hatte; und drittens, daß beide Brüder ihre Koffer mehrentheils unverschlossen ließen.

Er schlich sich demnach gleich nach zehn Uhr, sobald die angekommene Ronde abgefertigt, und die Gewehre weggesetzt waren, in der Zeit, als die übrigen Bursche zum Theil in die Wachtstube zurückgingen, ganz in der Stille, und ohne daß ihn jemand bei der damaligen Dunkelheit gewahr ward, in völliger Montur mit Patrontasche und Seitengewehr an das benannte Quartier, wo er die Haus-

thüre, wie mehrentheils gewöhnlich, offen fand. Er trat hinein, legte auf der Treppe seine Patrontasche ab, den Säbel behielt er aber an der Seite, doch bloß, weil er ihm nicht lästig war, und kam nun an die Stubenthüre. Da er aber selbige verschlossen fand, suchte er, das darin befindliche Glasfenster (welches, wie er schon lange vorher bemerkt hatte, nicht fest saß,) auszuheben, machte hernach von innen das Schloß auf, und ging in die Stube. Hier kam es ihm vor, als wenn der Junker, welcher in der Kammer darneben, wo auch die Koffer standen, schlief, durch dies Geräusch etwas ermuntert wäre; denn er holte sehr stark Athem. Hitler blieb also in der Stube so lange stehen, bis er den Junker wieder fest schlafen und schnarchen hörte. Er ging sodann in die halb offene Kammer, die nur bloß von dem damals sehr schwachen Mondenlichte etwas erhellet war; und wollte nun den nicht weit vom Bette des Schlafenden zur Seite stehenden Kasten — der, nach seinem Gefühle zu urtheilen, da er im Finstern daran herumtappte, zwar mit einem darin steckenden Schlüssel versehen, doch nicht zugeschlossen war,) aufmachen. Als er aber den Deckel in die Höhe hob, fiel ein Leuchter, den der Junker beim Schlafengehen vermuthlich auf den Kasten gesetzt hatte, um; und jener erwachte, richtete sich im Bette auf, und rief sehr laut:

„Wer ist da?“ Hiller antwortete nicht, in der Meinung, daß, wenn er sich stille verhielte, der Junker sich wieder niederlegen würde; ganz behutsam legte er daher den Deckel des Kastens wieder an, und richtete sich in die Höhe. Bei dieser Gelegenheit ging aber die Thüre, neben welcher er stand, fast ganz zu, und knarrte. Auf dieses neue Geräusch sprang der Junker von Lanken mit gleichen Füßen aus dem Bette, griff nach seinem Stocke, der auch nicht weit von der Thüre stand, und da er auf sein weiteres Anrufen (wobei er Hillern jedoch nicht nannte, dieser also auch nicht wußte, ob er erkannt sey) wiederum gar keine Antwort erhielt, gab er ihm einen Hieb mit dem Stocke auf das Schienbein, fing an zu rufen, und wollte mit den Worten: „ich ersteche dich!“ zur Kammerthüre hinaus; vermuthlich, um seinen Degen, der in der Nebenstube stand, zu holen.

Alle diese Umstände setzten den Unglücklichen in solche Angst, daß er in dem Augenblicke fast sinnlos ward. Hierzu kam die Furcht, auf den Fall, wenn er den Junker hinausließe, gewiß entdeckt, und alsdann für seine begangenen Fehltritte aufs schärfste bestraft zu werden. Er faßte daher auf der Stelle den Entschluß, lieber jenen aus dem Wege zu räumen, als sich entdecken zu lassen. Mithin vertrat er ihm, da er hinaus wollte, sogleich die

Thüre; und als dieser sich immer mehr bemühte, aus der Kammer zu kommen, gab er ihm zuvörderst mit der geballten Faust einen Stoß vor die Brust, daß er sogleich rücklings aufs Bett zurückfiel. Hierauf stopfte er diesem zarten und feingebauten Jünglinge, da er gleich hernach, obgleich aus hohler Brust, wieder zu schreien anfing, mit der einen Hand den Mund, und mit der andern würgte er ihn, ob sich derselbe gleich mit Händen und Füßen widersetzte, so lange, bis es ihm vorkam, daß der Junker nicht mehr leben könne. Darauf ließ er ihn los; allein jener fing sogleich aufs neue an, sich zu werfen, mit der Brust zu röcheln, und mit den Füßen zu stampfen. Hiller ging also zum zweitenmale auf ihn zu, und brachte ihn durch zwei oder dreimaliges Drücken an der Kehle dahin, daß er ganz todt zu seyn schien.

Als dies geschehen war, ließ er ihn liegen, und wollte weggehn; „Mir war aber," sagte er in der Untersuchung, „nicht anders, als wenn mich jemand „beim Rocke zurück zöge. Mithin ging ich, da ich „mich nunmehr fast in einer Art von Raserei be„fand, ohne eigentlich zu wissen, warum ich es that, „an den Kasten; und, nachdem ich gleich obenauf „ein Papierchen, worin das Geld eingewickelt war, „fand, so nahm ich nicht allein dieses, sondern auch „die Taschenuhr, welche auf einem zweiten Koffer

„lag, an mich, steckte beides in die Taschen, und „lief darauf — nachdem ich zuvor sowohl das Stu„benfenster, welches mir aber in der Angst wol „dreimal aus der Hand fiel, wieder eingesetzt, und „sodann die Stube zugeschlossen, als auch nachher „die Patrontasche wieder angelegt hatte — in größ„ter Eile auf die Wache zurück." — Auf die Frage: ob er auf seinem Rückwege nach der Wache jemand begegnet sey? antwortete er: „Nein, wenigstens habe er keinen bemerkt: und wenn ihm auch wirklich jemand aufgestoßen wäre, so glaube er nicht, daß er ihn gesehen haben würde; denn es wäre ihm in der Angst nicht anders vorgekommen, als wenn er über lauter Berge, Thäler, Moräste und Löcher gesetzt hätte."

Er kam nun, mit diesem dreifachen Verbrechen beladen: dem heimlichen Weggehn von der Wache, dem Diebstahl, und der durch die Umstände noch schwärzeren Ermordung desjenigen Junkers, bei dem er selbst diente, — ohne vermißt zu werden, kurz vor Verlesung der Wache, noch vor dreiviertel auf elf Uhr an, und um elf Uhr als Schildwache auf einen Posten, wo er das Gold (es waren elf Friedrichsd'or) in die beiden Klappen seiner Kartusche versteckte, und die Uhr so lange in der Rocktasche behielt, bis er von der Wache in sein Quar-

tier zurückkam, wo er sie sodann unter dem Heerde hinter einen Topf verbarg.

Den Morgen darauf wurde der Tod des Junkers von Lanken gleich ruchtbar, und Hiller ward, ungeachtet er sich auf der Wache befunden hatte, doch, weil er noch den Nachmittag in dem Hause des Ermordeten gewesen war, wohin ihn der ältere Bruder von der Wache aus, um seinen Pfeifenkopf zu holen, geschickt hatte, arretirt und befragt. Anfänglich läugnete er alles standhaft; allein hernach gestand er freiwillig seinen Kameraden und seinen Richtern die ganze That mit der größten Freimüthigkeit und Reue.

Uebrigens hatte der Musketier Püttner den von Hillern verlornen unglücklichen Friedrichsd'or am Nachmittage desselben Tages auf dem Haberberge gefunden, als er gerade einen Unteroffizier um die Erlaubniß bitten wollte, einige Stunden in der Stadt arbeiten zu dürfen; und meldete solches aus freien Stücken, als er den Abend um acht Uhr zu Hause kam, seinem Feldwebel. Zur Entschuldigung der spätern Anzeige führte er an: daß er gleich zu seinem Verdienste in die Stadt gegangen sey, und gefürchtet habe, durch den Gang zum Feldwebel an seiner Zeit etwas zu verlieren. Aus dieser Besorgniß habe er auch nicht einmal ein Wort von seinem Funde dem Unteroffizier gesagt.

Als Hillern das Goldstück gezeigt, und die dabei obwaltenden Umstände gesagt wurden, ward er sehr gerührt, bat, man möchte doch dies als eine Schickung Gottes ansehen, und ja diesen Umstand bei seiner Verurtheilung bemerken: denn, wenn Püttner die Sache gleich angezeigt hätte, so würde es gewiß auf der Wache bekannt geworden seyn und er zu allen seinen Verbrechen keine Versuchung gehabt haben.

Als Hiller befragt ward: warum er sein Verbrechen nicht gleich im ersten Verhöre gestanden habe? sagte er: „Er habe es anfänglich thun wollen; allein eine gewisse Herzensangst habe ihn davon abgehalten. Auch selbst an dem Morgen, da der Tod des Verstorbenen ruchtbar geworden sey, habe er immerfort mit sich gestritten, die ganze That anzuzeigen; allein, die entsetzliche Bangigkeit habe diesen Gedanken wieder bei ihm erstickt, bis er zuletzt sich nicht länger vor Unruhe des Gewissens bergen können, und alles freiwillig entdeckt habe."

Nachdem er alles eingestanden hatte, setzte er hinzu: „Aus diesen wahren Umständen wird man wol schon deutlich sehen, daß ich gar nicht mit dem Vorsatze, den Verstorbenen zu tödten, vielweniger ihn so zu bestehlen, wie es jetzt geschehen ist, in dessen Quartier gegangen bin; sondern, daß ich nur lediglich die Absicht hatte, ihm Einen Frie-

„drichsd'or zu entwenden. Dazu brachte mich die „entsetzliche Angst, worein ich durch den Verlust „des Friedrichsd'ors gerathen war; da ich in der „festen Meinung stand, daß man mich als einen „vermeintlichen Betrüger deshalb zur strengsten „Rechenschaft ziehen würde."

„Als ich nun jenen Vorsatz auf der Wache „faßte, so blieb ich, ohne die Folgen zu überlegen, „bloß bei dem Gedanken stehen, daß der Verstorbe„ne, vermöge seines festen Schlafs, nicht aufwa„chen würde; mithin fiel es mir auch aus diesem „Grunde gar nicht ein, auf den Fall des Gegen„theils darüber einen ordentlichen Plan zu machen; „sondern ich ging bloß in der Vorstellung, daß mir „meine Absicht, den Verstorbenen heimlich zu be„stehlen, gelingen würde, ganz blindlings in des„sen Quartier."

„Ihn zu ermorden, hatte ich ja vorher nicht „die mindeste Ursache, weil er jederzeit gut mit mir „umgegangen war, und ich nichts Feindseeliges ge„gen ihn hatte. Da er aber, wider alle mein Ver„muthen, unglücklicherweise durch den Fall des „Leuchters erwachte, und ich hierauf nicht allein „entdeckt, sondern auch für meine Vergehen, als „ein der vorigen Diebstähle wegen schon sonst in „schlechtem Kredit stehender Mensch, aufs Schärf„ste bestraft zu werden, ganz gewiß glaubte; so

„überwog diese neue Angst alle weitere Ueberlegung:
„und in völliger Betäubung der Sinne gerieth ich
„jetzt erst auf den Vorsatz, eine That zu unterneh-
„men, die ich nie in meinem Leben unternommen
„haben würde, wenn nicht der Verstorbene erwacht
„und auf mich los gegangen wäre. — Wie sehr
„ich mich durch diese Handlung gegen Gott und
„meine Nebenmenschen versündigt habe, sehe ich
„jetzt zur Genüge ein und bereue es herzlichst und
„aufrichtigst. — Jugend, Dummheit, Furcht vor
„Strafe, und der Umstand, daß der Friedrichsd'or
„so spät gefunden, und dessen Finden so spät an-
„gezeigt worden ist, — sind die einzigen Entschuldi-
„gungsgründe, die ich für mich anzuführen habe."

Das Kriegesrecht erkannte dahin, daß der Unglückliche von oben herab gerädert, und hernach sein Körper aufs Rad geflochten werden sollte; und diese Strafe wurde auch an ihm vollzogen.

70) Sinnreicher Vogelfang.

Die Indianer, welche sich des Jagens und Fischens befleißigen, sind sehr geschickt, und fangen die Vögel, die auf dem Wasser leben, mit einer großen Geschwindigkeit. Die Jäger schwimmen fast

aufgerichtet. Den Kopf haben sie außerhalb des Wassers unter einem durchlöcherten Topfe verborgen, wodurch sie Athem schöpfen und sehen können. Der Topf wird überdem mit Federn besteckt, so daß die Enten und andre Wasservögel glauben, ein Wesen ihrer Art zu sehen, und bei Annäherung des Jägers im geringsten nicht scheu werden. Er nimmt sie dann mit einem sichern Streiche von unten auf der Fläche des Wassers bei den Füßen, und zieht sie hinein. Die andern Enten, weil sie niemand sehen, meinen, jene haben sich untergetaucht, und erschrecken nicht, sondern machen mit dem befiederten Kopfe, der ihnen stets nachfolgt, Gesellschaft, und werden endlich alle mit einander gefangen, während sie auf die Wiederkunft derjenigen, die sie untertauchen sahen, vergebens warten.

71) Ameisen-Dünste.

Die Chymisten haben längst bemerkt, daß die Ameisen viele Säure bei sich haben, und auch ein wesentliches Oel, das sich aus ihnen herauspressen läßt. Folgende Beobachtungen geben uns noch mehr Licht von der besondern Mischung der Körper dieser Thiere und ihren medizinischen Eigenschaften.

Wenn man einen großen Ameisenhaufen öffnet, und die Nase daran bringt, so empfindet man einen lebhaften und unangenehmen Geruch. Wenn man einen lebendigen Frosch hinein begräbt, so stirbt er in vier bis fünf Minuten, ob ihn auch gleich die erboßten Ameisen noch nicht angerührt haben. Als einst jemand Ameisen sammelte, indem er eine weithalsigte Flasche mitten in einen Haufen setzte, und die in Menge daran hinaufkriechenden Ameisen mit den Fingern hineinstieß, so beobachtete er, daß die ersten, welche er hineingestoßen hatte, ohne Schwierigkeit wieder herauskrochen; nachdem aber eine ziemliche Menge in der Bouteille beisammen war, konnten sogar die untersten kaum die halbe Höhe herauf kommen, da sie wieder zurück fielen, als ob sie von einem erstickenden Dampfe betäubt würden. Da er den ganzen Nachmittag mit dieser Sammlung zugebracht hatte, fühlte er am Abend ein wenig Hitze in seinen Fingern, und sie waren zugleich roth und geschwollen. Am folgenden Tage sonderte sich die Haut wie eine Brandblase ab.

Eine andre Geschichte, die der Baron d'Holbac erlebte, ist noch sonderbarer. Ein Zimmermeister, Lessier, wollte einen Ameisenhaufen in seinem Garten zerstören, und bedeckte ihn zu dem Ende mit einer gläsernen Glocke, weil er glaubte,

daß die dadurch verursachte Hitze die Ameisen tödten würde. Es gelang wirklich; als er aber beim Aufheben der Glocke das Gesicht zu nahe an die Oeffnung brachte, empfand er einen starken Dunst, wovon er alsobald heftiges Kopfweh bekam. Nach und nach schwoll ihm der Leib auf; er wurde unruhig und ängstlich, so daß man seines Lebens halber besorgt war, und dieses dauerte die ganze Nacht hindurch. Den andern Morgen erfolgte ein Ausschlag auf der Haut, und so fand sich nach und nach die Ruhe wieder. Der Ausschlag dauerte drei Tage, nach welchen die Haut sich abschuppte.

Von welcher Natur mag dieser Dunst seyn, der fast im Augenblicke ein solches Thier, als ein Frosch ist, tödtet, das Thier selbst, das ihn aushauchet, erstickt, und im menschlichen Körper eben die Wirkungen thut, wie das stärkste Blasenpflaster?

72) Ordens-Vertheilungsfest der Ehrenlegion zu Boulogne.

Nach Briefen aus Boulogne bietet die Geschichte kein Beispiel von einer so prächtigen und erhabenen Ceremonie, und einem so majestätischen Anblicke dar, als man am 16. August 1804 zu Boulogne

logne sah. Wegen der stürmischen Witterung hatte man die vorhergehenden Tage gar nicht an den Verzierungen arbeiten können, und erst am 16. früh wurde alles auf Angabe des Generaldirectors, Denon, eingerichtet. Die amphitheatermäßige Lage von Boulogne kam dem großen Schauspiele sehr zu Hülfe. Der Erdboden selbst bildete dazu ein antikes Theater mit halbkreisförmigen Abstufungen, auf welchen 100,000 Mann zugleich das Schauspiel gaben und sahen. Im Mittelpunkte stand der kaiserliche Thron, und zu dessen Seiten die Leibgarde und die Hoboisten. Der Thron war auf einem Berge errichtet, und in antikem Geschmacke, wie man ihn in den römischen Lagern sah, wenn die Kaiser von demselben die Armee anredeten. Es war eine 8 Fuß hohe viereckige Plattform von 16 Fuß Länge und Breite, mit Standarten und Fahnen umgeben, auf deren Spitzen man goldne Adler erblickte. In der Mitte stand, 2 Stufen höher, der alte Stuhl Dagoberts, und statt des Baldachins des Throns waren die in Italien und Egypten eroberten Fahnen und Standarten angebracht. Ueber alles dieses ragte ein überaus grosser Kranz von goldnen Lorbeeren, über dem hinwieder die Roßschweife der Mamelucken im Winde flatterten. Neben dem Throne standen: Prinz Joseph, die Marschälle, Admirale, Minister ꝛc.,

und hinter demselben ein Kapitain von jedem Korps der Armee mit fliegender Fahne. Vor dem Throne stand der Großkanzler des Ordens. Auf den 16 Stufen des Throns befanden sich die Adjutanten des Kaisers, um seine Befehle zu überbringen; und weiter unten die Ordensritter, welche den Stern bereits erhalten hatten, mit eroberten Fahnen, aus denen man 2 Trophäen gemacht hatte. Die von den Generaladjutanten herbeigebrachten Sterne lagen in den Kaskets und Schildern des Duquesclin und des Bayard. Die Soldaten und Offiziere küßten mit heiliger Ehrfurcht den Schild Bayard's und sagten: „Also erhalte ich den Preis der Tapferkeit aus der Rüstung des unbescholtensten Helden.“ Kommenden Jahrhunderten wird bei ähnlichen Festen die Rüstung Bonaparte's zur Zierde dienen. Alle übrigen Vorkehrungen zum Feste waren bei Sturm und Sündfluthregen während des Kaisers Reise, nach Angabe der Minister und Marschälle gemacht worden. Man hatte große Speisesäle zu Tafeln von 400 Couverts von Zimmerholz aufgeführt, und sie mit Segeltuch bedeckt, eben so Tanzsäle und Schranken für Wettläufer zu Fuß und zu Pferde.

73) Mißverstand.

Ein Arzt hatte einem Todkranken ein Medikament verordnet. Nach seiner Weisung schrieb man in der Apotheke auf die Flasche: „vor dem Einnehmen jedesmal zu rütteln.“ Als er am andern Morgen zum Kranken ging, erkundigte er sich bei dem Bedienten nach der Wirkung. Die Thränen desselben ließen nichts Gutes ahnen. „Wie? fühlt euer Herr keine Linderung? Hat er nicht die Arznei gehörig gebraucht?“ — Wir wollten sie ihm geben, weil Sie aber das Rütteln empfohlen hatten, so ist er, weil er schon zu schwach war, gleich in unsern Armen verschieden, da wir es kaum angefangen hatten.

74) Schiffbruch.

Im Frühlinge des Jahres 1804 segelten 69 Westindienfahrer, aus Cork in Irland, unter Begleitung zweier Fregatten, Carysfort und Apollo, ab. Der Apollo scheiterte, nebst beinahe vierzig Segeln, an der portugisischen Küste, nicht weit vom Cap Mondego. Einer von den Offi-

zieren auf dem Apollo erzählt das Unglück folgendermaßen. Am 8ten April, ungefähr halb vier Uhr des Morgens, gerieth unser Schiff auf den Grund, und da der Wind stark blies, so stieß es mehreremal heftig auf, welches den Schiffsboden sehr beschädigte. Wir vermutheten, daß wir auf eine unbekannte Sandbank gekommen seyn müßten. Die Kettenpumpen wurden gleich bemannt, aber in zehn Minuten riß der Wind das Schiff von der Untiefe, wir konnten es nicht mehr steuern, da das Ruder abgebrochen war, und flogen nun vor dem Winde hin. Es wurde fortgepumpt, aber da so ungeheuer viel Wasser eindrang, konnten wir nichts anders erwarten, als daß es bald scheitern würde. Wirklich sank es schon allmählig. Nach fünf Minuten stampfte es wieder gewaltig auf den Boden, und wir dachten augenblicklich, es würde sich trennen, da die Wellen über und über schlugen. Wir kappten die Stricke, welche die Masten zu beiden Seiten fest halten. Der große Mast und der Besansmast fielen sogleich mit erschrecklichem Krachen über Bord, und der Fockmast nicht lange nachher. Das Schiff fiel nun auf die linke Seite, so daß der Rand unter das Wasser kam. Die Heftigkeit, womit das Schiff auf den Grund stieß, und die schweren Kanonen, machten es bald hinten zu einem völligen Wrack. Man konnte nicht mehr

als 4 bis 5 Kanonen abfeuern, um Nothsignale zu geben, und die andern Fahrzeuge zu warnen. Als es zum zweitenmale auf den Grund stieß, hörte man das jämmerlichste Angstgeschrei zwischen den Verdecken, weil viele an Bord sahen, daß der Tod unvermeidlich wäre. Man sagte mir, ich solle immer unten bleiben, es wäre einerlei, ertrinken müßte ich doch, es wäre hier oder auf dem Verdeck! Ich wollte mich durchaus nicht abhalten lassen, wünschte aber erst in die Cajüte zu gehen; doch das wäre mir beinahe schlimm bekommen, da die herunterfallenden Kisten u. s. w. mir fast die Beine zerschmetterten. Ich suchte also oben auf das Verdeck zu kommen, aber mehr als viermal wurde ich von dem hineinstürzendem Wasser hinabgestoßen. Da das Schiff immerfort gewaltig aufstampfte, so mußte man sich an irgend einen Theil des Wracks festhalten, um nicht von den Wogen weggeschwemmt, oder von den heftigen Erschütterungen in's Meer geschleudert zu werden. Ach! überall, wo ich nur hinsehen konnte, hatten sich die Jammernden angeklammert. Der arme Capitain stand nackend auf dem Rösterwerke über dem Cajütenfenster, hielt sich fest an den Stumpfen des Besansmastes, und brauchte alle ersinnliche Gründe, den Leuten Muth einzureden. Die meisten Offiziere und Matrosen waren ganz nackend, weil sie nicht einmal Zeit gehabt hat-

ten, in ein Paar lange Hosen zu springen. Gegen fünf Uhr fing der Tag an zu dämmern, und wir erblickten das Land etwa zwei Kabeltaulängen von uns, eine lange sandige Küste, die bis an Cap Mondego, drei Seemeilen südlich von uns, reichte. Als es völlig Tag war, sahen wir, daß 30 bis 40 von unsern Schiffen gestrandet, und einige bereits völlig zertrümmert waren. An diesem Cap merkten wir nun, daß wir an der portugisischen Küste waren, aber ich muß leider hinzusetzen, daß Niemand auf dem Schiffe uns dem Lande so nahe geglaubt hatte. Der Sturm wüthete so, daß selbst das Felsenherz eines Matrosen erweicht werden mußte, und die See ging hoch wie Berge: wo war da eine Aussicht, zu entkommen? Gegen 8 Uhr, wo wir alle Augenblicke dachten, das Schiff würde auseinander fallen, befehligte der Capitain Jedermann auf das Vordertheil, welches schwer hielt, weil der große Mast, bei dem man vorüber mußte, fürchterlich hin und her geschleudert wurde. Der Oberbootsmann wollte ein Boot heraus heben: darüber wurde ihm ein Schenkel zerbrochen. Niemand konnte ihm beispringen. Von sechs schönen Booten, die wir hatten, wurde nicht Eines gerettet; die Wogen schleuderten sie alle über den Bord. Das Schiffsvolk kroch immer weiter vorwärts, und endlich hielten sich ihrer 220 an das Bugspriet; denn von den 240

Personen, die am Bord waren, als das Schiff zuerst auf den Grund stieß, waren zwanzig auf eine oder die andre Art umgekommen. Ein Canonier, ein Lieutenant, der Chirurgus, seine Gehülfen, und einige Seeleute, die gute Schwimmer waren, dachten, sich mit ihrer Kunst an's Ufer zu retten. Aber die Brandung war so fürchterlich, so unwiderstehlich, daß sie alle ertranken. Glücklicher waren etwa dreißig andre, welche Bretter und Bohlen ergriffen, und auf diesen das Ufer glücklich erreichten. So ging der ganze Tag hin, ohne daß man uns Hülfe leisten konnte. Abends war unsre Lage in der That fürchterlich. Die Alten und die Schiffsjungen starben vor Ermattung und Hunger. Diese ganze Nacht blieb der Capitain auf dem Bugspriet. Was für eine Nacht folgte, übergehe ich. Doch wir hofften auf den Morgen! Aber auch da zeigte sich keine bessere Aussicht. Der Sturm nahm zu, und die See ward noch unruhiger. Gegen Mittag wurden wir ein wenig aufgeheitert, da wir sahen, daß von einem der Kauffahrer ein Boot abstoßen wollte, um uns zu Hülfe zu eilen, aber, obgleich gegen hundert Menschen, theils Engländer, theils portugisische Bauern, es in See zu stoßen suchten, so verhinderte es doch die fürchterliche Brandung. Einige Matrosen machten sich Flöße aus den Trümmern des Wracks, aber keiner von ihnen gelangte

an's Ufer, weil der Wind sich gedreht hatte, und der Stromgang von der Küste abtrieb. Nachmittags um 3 Uhr dachte der Capitain, er würde sich auf dem Klüverbaume retten können; er sprang daher mit 3 andern in's Meer hinab, um sich daran zu halten, sicher an's Land zu kommen, und dann, zur Rettung der übrigen, alle Kräfte anzustrengen. Beim Hinabspringen rief er: „Meine Jungen, ich werde euch alle noch retten.“ Aber in wenigen Minuten glitten seine Hände vom Klüverbaume, er konnte ihn nicht wieder erreichen, wurde verschlagen, und ertrank. Die übrigen drei hatten gleiches Schicksal. Der Verlust unsers Capitains, der bis jetzt das beinahe schon halbtodte Volk immer aufgemuntert hatte, und die vergebliche Mühe zweier Offiziere, ein Boot in das Meer zu schaffen, schnitten uns nun alle Hoffnung ab, und wir erwarteten den gewissen Tod in der bevorstehenden Nacht, nicht nur vor Hunger, Kälte und Strapaze, sondern auch, weil es unmöglich schien, daß das Schiff länger zusammen halten könnte. Wäre der Apollo nicht ein ganz neues Schiff gewesen, so würde er längst zerschmettert gewesen seyn. Die Nacht kam heran, der Sturm vermehrte sich, es regnete, die Meereswogen schlugen über uns weg, und wir dachten, jeder Augenblick würde der letzte seyn. Das durchdringende Geschrei meiner Unglücksge-

fährten bei jeder Welle, die sie überschwemmte, welches alle zwei Minuten geschah, war äußerst jammervoll; das Wasser lief dann vom Kopfe bis an die Füße herunter, und ließ uns gar nicht trocken werden. In dieser entsetzlichen Nacht wendete noch jeder seine wenigen Kräfte an, um sich beim Leben zu erhalten. Da wir uns so enge, und in einen so kleinen Ort zusammendrängen mußten, und nichts hatten, unsern Mund anzufeuchten, erstickten viele Unglückliche, welches mich oft an das schwarze Loch in Calcutta erinnerte, nur daß dort die Elenden sich innerhalb starken Mauern befanden, wir aber vom Wasser eingeschlossen wurden. Die geringste Bewegung, ohne uns fest anzuklammern, würde uns in die Ewigkeit geschickt haben. Einige tranken Salzwasser, andre ihren Urin, manche kaueten Leder, ich und viele andre kaueten Blei, welches uns, wie wir glaubten, beträchtlich half, weil es den Speichel reizte, den wir hinunterschluckten. Bei Tagesanbruch sahen wir, daß zwei Lieutenants und andre unsrer Leute sich anstrengten, ein Boot vom Lande abzuschicken, aber die ungeheure Brandung schleuderte sie und das Boot immer wieder an's Ufer. Inzwischen retteten sich 15 von unsern Leuten auf Brettern, und erreichten glücklich das Land. Erst Nachmittags um 3 Uhr, am 4. April, hatten wir Uebrigen das unbeschreibliche Vergnügen, ein

Boot mit erstaunlicher Anstrengung durch die Brandung stoßen zu sehen. Alle, die auf dem Wrack übrig waren, wurden gerettet, worauf wir Gott auf den Knieen, für die Rettung von einem der schrecklichsten Schiffbrüche, dankten. Man bot uns unklugerweise Branntwein an, viele tranken zuviel, und starben davon; ich selbst enthielt mich alles geistigen Getränkes, und aß und trank nur etwas weniges, das mich anfangs mehr schwächte als stärkte. Einige Kauffahrer waren auf einmal mit Mann und Maus versunken; andre, welche scheiterten, konnten ihre Leute leichter retten, weil die Kauffahrtheischiffe einen platten Boden haben, und sich daher dem Ufer mehr nähern können; aber wir, in einem Kriegsschiffe, hatten diesen Vortheil nicht. Wir verloren 61 Mann von unserm Volke.

75). Lucern's Rettung.

Die Schweizer hatten sich im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von der Oberherrschaft des Hauses Oesterreich losgemacht. Nach der Hand gab letzteres sich hin und wieder Mühe, die Schweizer durch geheime Verständnisse, die es in den Städten, welche es wieder haben, und zum Gehor-

sam bringen wollte, unterhielt, zu überrumpeln. So war denn auch einmal der Anschlag gefaßt, sich der Stadt Lucern zu bemächtigen, und sämmtliche Einwohner derselben über die Klinge springen zu lassen. Einige der vornehmsten Bürger waren durch Geld und Versprechung großer Belohnungen gewonnen worden, in einer bestimmten Nacht den heranrückenden Soldaten die Thore zu öffnen, und mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Als nun zu eben der Zeit, da dies Vorhaben ins Werk gerichtet werden sollte, sich jene treulosen Bürger in einer abgelegenen Straße der Stadt versammelt hatten, und sich mit einander berathschlagten, wurden sie auf einmal einen jungen Menschen gewahr, der nicht zu ihnen gehörte, und doch zufälligerweise alles mit angehört hatte. Weil man nun das Letztre nicht vermuthete, so hieß man ihn gehen, nachdem man ihn eidlich hatte angeloben lassen, keinem Menschen von dieser Zusammenkunft, noch von dem, was er etwa gehört haben könne, etwas zu sagen. Der junge Mensch beschwur das, wozu man ihn nöthigte, und machte sich, voller Furcht und Schrekken, aus dem Staube. Als er um die Ecke der Straße gekommen war, ward er Licht in dem Hause eines Fleischers gewahr. Er ging hinein, trat an den Ofen, und sagte mit lauter Stimme: „ich sage Dir, Ofen! es sind da bewaffnete Männer, die sich

vorgenommen haben, in dieser Nacht alle Bürger umzubringen. Ich habe schwören müssen, daß ich es keinem Menschen sagen wollte, aber Dir Ofen darf ich es wol vertrauen." — Zu Folge dieser Nachricht lief der Fleischer auf der Stelle fort, klopfte an alle Hausthüren, und meldete, was er eben erfahren hatte. Die Bürger griffen zum Gewehr, zerstreueten die Verschwornen, und die Stadt wurde gerettet.

76) Parmentier's Nahrungs-Pulver.

Schon einige wilde Völker haben eine Art von Nahrungs-Pulver zur Zeit der Hungersnoth gehabt, und es ist bekannt, daß man sich auch zu Lille in Flandern desselben bediente. Man vermuthete, daß das Nahrungs-Pulver zu Lille nur aus Mehl von getrocknetem, und ein wenig gedörrtem türkischen Weizen bestanden habe, und wirklich bestand es auch daraus, aber das Mehl war auch gesäuert, hernach zu Brod gebacken, und ganz ausgetrocknet. Dieses Nahrungs-Pulver, welches viele Soldaten zu Lille, die täglich sechs Unzen davon nahmen, funfzehn Tage lang ernährte, hat Herr Parmentier aufs neue entdeckt. Er nahm Brod

aller Art, schnitt es in Stückchen, und that es in den Backofen, doch so, daß es nicht verbrannte. Als es ganz dürre war, zerrieb er es zu einem Pulver, und setzte dieses pulverisirte Brod wieder in den Backofen, welches, als er es nach einer Viertelstunde wieder herausnahm, mehr als zwei Drittel von seinem Gewichte verloren hatte. Die Farbe dieses Brods war angenehm, und der Geschmack gut. Er that einige Unzen dieses Pulvers, mit ein wenig Butter vermischt, in eine kleine Bratpfanne, und goß zwei Maaß Wasser hinzu, welches bei der ersten Aufwallung vom Pulver verschlungen wurde, und das Pulver wurde dadurch ein Brodmuß, welchem zum guten Geschmacke nur etwas Salz fehlte. Dieses Nahrungs-Pulver wird sich Jahrhunderte hindurch erhalten können, wenn man es nur in frischen Tonnen, an einem frischen trockenen Orte aufbewahrt, wo es wider solche Thiere, die es verderben können, gesichert ist. Das Schiffsbrod verdirbt, weil es in der Mitte, wegen seiner Dicke, nicht eben so ausgetrocknet ist, wie in den äußern Theilen. Die geringste Feuchtigkeit verursacht dann darin eine Gährung, welche Steinmehl erzeugt, und das hat man beim Nahrungs-Pulver des Herrn Parmentier nicht zu befürchten. Herr Parmentier gab täglich sechs Unzen dieses Pulvers einem Invaliden, der guten Appetit hatte,

erhielt ihn zwei Tage damit und erst am dritten Tage Mittags spürte derselbe den gewöhnlichen Appetit. Endlich machte er auch an sich selbst die Probe damit, und hielt sie ohne Beschwerde acht Tage aus.

77) Merkwürdigkeiten der Stadt Aachen.

Aus der Rede, womit bei der Ankunft der Kaiserinn Josephine von Frankreich zu Aachen im Sommer 1804 der Präfect des Departements sie bewillkommnete, hat Mancher von den Einwohnern erfahren, was er zum Theil selbst nicht wußte. Der Präfect sagte nämlich unter andern: „Vor tausend Jahren war Aachen die Hauptstadt des Reichs, welches Ihr unsterblicher Gemahl jetzt in seinen Gränzen wieder hergestellt und die Regierung desselben von neuem gegründet hat. In dem Gewölbe dieses Doms ruht die Asche Karls des Großen! in diesem Tempel sind 36 Fürsten zu römischen Kaisern gekrönt worden, und Sie, Madame, sind die elfte Kaiserinn, der hier gehuldigt wird. Nicht allzuweit von hier liegt Tolbiac, von dessen Zinnen aus Clodowich die fränkische Monarchie gründete! Zur Rechten ent-

springt aus diesen Bergen der Ruhrfluß, dessen Ufer durch die Siege der Franzosen so berühmt geworden sind. Zur Linken ist der Wald, in welchem im siebenjährigen Kriege jener französische Offizier, der Ritter d'Assas, um die Armee zu sichern, sein Leben auf eine so heldenmüthige Weise den in der Nacht ihm vorgehaltenen Bajonnetten der Feinde preis gab, u. s. w." Für diejenigen unsrer Leser, welche sich dieser Geschichte nicht erinnern, fügen wir hier hinzu, was Archenholz in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges davon erzählt. Das Treffen bei Kloster Campen, welches am 16. October 1760 zwischen der alliirten Armee unter dem Commando des jetzt regierenden Herzogs von Braunschweig, und zotausend Mann Franzosen unter dem Befehle des Generals Castries vorfiel, und das vom frühen Morgen bis an den Abend dauerte, ward durch einen ausserordentlichen Vorfall merkwürdig, dessen die Nachwelt noch lange gedenken wird. Es war die größte, die edelste, die interessanteste Privathandlung im ganzen Kriege. Der Ritter Assas, ein junger französischer Offizier vom Regiment Auvergne, der ein Detaschement als Vorposten commandirte, wurde in der Nacht im vorgedachten Walde von den Alliirten überfallen. Es war finster und er in einiger Entfernung von seinem Haufen. Auf einmal wird er ganz allein

von einer Kriegesschaar umringt. Hundert Bajonnette zum Stoß bereit, gegen seine Brust gerichtet, drohen ihm bei dem geringsten Laute einen augenblicklichen Tod. Der große Conde' sagte: „Man zeige mir eine Gefahr, wo keine Rettung möglich ist, und ich werde zagen." Es war keine Rettung für den Ritter denkbar, wenn er seinen Soldaten die Gegenwart des Feindes zuschrie; ja selbst die Rettung der Seinigen war durch seinen Tod nicht gesichert. Umsonst! Assas dachte nur an seine Pflicht. Er rief: „Auvergne! hier sind Feinde!" und im nämlichen Augenblicke wühlten alle Bajonnette in seinen Eingeweiden. Assas konnte nicht, wie die Helden der alten Römer, darauf rechnen, daß seinem Andenken Bildsäulen und Tempel errichtet werden würden, und dennoch gab er sich, in der Blüte seiner Jahre, einem gewissen Tode preis. Diese große That blieb siebenzehn Jahre lang unbelohnt und vergessen. Erst im Jahre 1777 machte der Kriegesminister, Prinz von Montbarey, sie dem Könige von Frankreich bekannt, und bat um eine Pension für die dürftige Familie des Helden, die der Monarch auch bewilligte. Die ganze Nation nahm nun Antheil an dieser Aufopferung, die große Künstler durch Pinsel und Grabstichel zu verewigen suchten; auch ward der Werth derselben im Jahre 1790 nicht vergessen, da die französische Na-

tional-

tionalversammlung diese Pension zu den sehr wenigen Ausnahmen rechnete, sie als eine Volksschuld betrachtete und sie unabgeändert zu zahlen befahl.

78) Drei Dichter in Einer Person.

Bei der Ertheilung des Preises für die französische Dichtkunst im Jahre 1803 waren die Mitglieder des National-Instituts der Meinung, daß man den Preis unter 3 Dichter vertheilen müßte, die alle das Thema: „die Tugend ist der Grundpfeiler der Republiken," mit gleichem Glücke bearbeitet hatten. Als man die Zettel erbrach fand sich, daß alle Herrn Renouard, vormaligen Advokaten zu Marseille, zum Verfasser hatten.

79) Unterschied zwischen Leben und Reisen.

Man hat das Leben so oft mit einer Reise verglichen; alle Gleichnisse hinken, auch dieses. Welch ein Unterschied zwischen Leben und Reisen! Welche Vorzüge sind dem letztern eigen! —

Der Reisende weiß doch gewöhnlich, daß und wohin er reisen will; der arme Lebende aber wird nicht gefragt, ob und warum er leben will. Könnten diese Fragen, vor seinem Eintritte in die Welt, ihm vorgelegt werden, wahrlich, er würde die erste Frage oft verneinend beantworten; denn wer giebt ihm genügende Auskunft über die letztre?

Ach! und welch einen alles überwiegenden Vorzug genießt der Reisende schon dadurch, daß er das Bittere der Reise, den Abschied von seinen Lieben, im Anfange übersteht, und das Wiedersehn am Ende ihn belohnt, indessen der Mensch umgekehrt, mit jedem Schritte zum Ende, dem Abschiede von seinen Lieben entgegen geht, und das Wiedersehn ihn nur im Traumgewande der Hoffnung beglückt. Also wiederfinden am Ziele der Reise; verlassen am Ziele des Lebens! —

So stößt man überall, im Kleinen, wie im Großen, auf mächtige Unterschiede zwischen leben und reisen. Die wirthlichste Herberge, den dickbelaubtesten Baum, darf der Reisende suchen, wenn böses Wetter ihn überfällt; nicht so der Pilger auf der Wallfahrt des Lebens. Er muß sich allen Stürmen bloß stellen, und sinkt oft ermattet nieder. Im frohen Umgange mit einem muntern Gefährten sucht und findet der Reisende Erholung;

aber im Arme des treuen Lebensgefährten kann man sich nie sicher der Freude überlassen; denn in dem Augenblicke vielleicht, wo man ihn am herzlichsten an seinen Busen drückt, muß man ihn, wie eine welke Blume, plötzlich fallen sehen!

80) Die vielfressende Maske.

Bei einem Maskenballe in B. . . , auf welchem alle Erfrischungen für königliche Rechnung unentgeltlich gegeben wurden, bemerkte man eine grosse, starke Maske, die sich immer nur auf kurze Zeit von den Büffets entfernte, und bei jeder Rückkehr mit Heißhunger sehr viele Speisen verschlang und ganze Flaschen Champagner ausleerte. Man spürte ihr nach und entdeckte, daß ein Duzzend Miethskutscher gemeinschaftlich eine Maske gemiethet hatten, und sie nacheinander anlegten, um sich einmal recht gütlich zu thun.

81) Die Kuhpocken schützen auch vor dem Scharlachfieber.

In Stettin hat man im Sommer 1804 ein Kind, das mit den Schutzblattern geimpft war, von

einer mit dem Scharlachfieber befallenen Amme tränken lassen, ohne daß das Kind dadurch in dem Gange der Pockenkrankheit, oder in seinem übrigen Gesundheitszustande, im geringsten etwas gelitten hätte. Die Blattern haben bloß eine erhöhete rothe Farbe angenommen. Dies beweiset hinreichend, daß die Impfung der Schutzblattern die Kinder für das Scharlachfieber keinesweges empfänglicher macht; vorzüglich, wenn man erwägt, daß die Amme an der Krankheit gestorben ist, und ein Hund, der von ihrer Milch trank, bald darauf unter den schrecklichsten Zuckungen krepirte.

82) Baobab, der König unter den Bäumen.

Dieser erstaunliche Baum, der in den westlichen Ländern Afrika's zwischen dem Cap Blanc und dem Cap Palmas besonders zu Hause ist, und der an der Spitze des Pflanzenreichs den nämlichen Rang einnimmt, den der Elephant an der Spitze der vierfüßigen Thiere, und der Wallfisch an der Spitze der Fische behauptet, gehört zum Malvengeschlechte, und kommt bloß in sehr heißen Gegenden fort.

Es scheint gewiß zu seyn, daß die westlichen Länder von Afrika, zwischen dem Laufe des Renegats und des Gambra, das Vaterland der Baobabs sind; daß man in diesen Ländern die größten und erstaunenswürdigsten bemerkt hat, daß man hier auch die ältesten gefunden zu haben glaubt, und daß zur vollkommensten Entwickelung der Kräfte dieses ungeheuern Pflanzenproducts eine sehr große Hitze erforderlich ist.

Die Farbe der Rinde des Baobab ist hellbraun, und mit kleinen grauen Punkten schattirt; die Farbe des Hauptstammes abet dunkler. Die Rinde ist sehr dick und glatt, und beinahe eben so hart, als das Holz.

Die Blätter sind 6 bis 8 Zoll lang, und über 3 Zoll breit; es hängen 3, 5 bis 7 an einem gemeinschaftlichen Stengel beisammen, wie es der Fall mit den Blättern unsers wilden Kastanienbaums ist, mit denen sie vieles gemein, und selbst Aehnlichkeit, haben.

An den alten Baobabs haben weder die Hauptäste, deren Richtung horizontal ist, noch selbst die großen Zweige, die aus diesen Hauptästen herauswachsen, viele Blätter; zwar haben sie dergleichen, aber sie sind selten; an den Zweigen wachsen Schößlinge, von 2 bis 3 Zoll im Durchmesser, in sehr großer Menge, und richten sich senkrecht in die

Höhe; diese Schößlinge sind mit einer unglaublichen Menge Blätter bedeckt; sowohl die Hauptäste als die großen Zweige, haben bloß an ihren Enden Blätter. Da nun aber bei den alten Baobabs, die, trotz ihres ungeheuern Alters, dennoch Stärke und Kraft behalten haben, die Anzahl der senkrechten Sprößlinge außerordentlich groß ist, so bildet das ehrwürdige Haupt dieser Patriarchen des Pflanzenreichs ein Ganzes von einem sehr schönen und reichen Grüne.

Ein andrer Umstand ist der, daß sich die Wurzeln dieses Baumes außerordentlich weit erstrecken, und daß sie sich in einer horizontalen Richtung und beinahe mit der Erde gleich, oder doch nur sehr wenig unter der Oberfläche des Bodens, bis zu einer Entfernung von 60 Fuß und darüber verlängern.

Diese großen Wurzeln, die allemal eine horizontale Richtung haben, sind stärker und dicker, als die Hauptäste, mit denen sie ziemlich genau, sowohl in der Zahl, als in der Richtung, übereinstimmen; sie stehen wie Strahlen aus dem Hauptstamme hervor.

Unterhalb der Wurzeln verlängert sich der Baumstamm, und bildet eine Wurzel, die eine vollkommne senkrechte Richtung, und eine Kegelgestalt hat. Diese Wurzel dringt sehr tief in die Erde ein. Ihre Dicke steht mit dem Colosse, den sie an

die Erde fesselt, und den sie verlängert, im gehörigen Verhältniß.

In den Gegenden des Cap Verd, die nicht allein sehr hoch liegen, sondern auch eine Spitze bilden, die über 30 Meilen in's Meer hinausspringt, und die dem ganzen Ungestüme der Land- und Seewinde ausgesetzt sind, würden die Baobabs nicht die Heftigkeit und Stärke der Winde aushalten können, wenn ihre Wurzeln nicht so außerordentlich dick wären, und so tief gingen, und wenn nicht die Festigkeit und der Widerstand dieser Wurzeln mit der Macht und Anstrengung, die die Winde auf die Oberflächen, die ihnen diese ungeheuern Pflanzengewächse darbieten, ausüben können, im Gleichgewichte ständen.

Außer der Pfahlwurzel gewähren diesem Baume die horizontalen Wurzeln noch eine Stütze. Diese sind an ihrem Anfange, bei einem alten Baume, oft über 3 Fuß im Durchmesser stark, und laufen manchmal 100 Fuß weit; sie gewähren dem Baume rund herum eine feste Grundlage, sind dem Boden gleich, und sichern, vermöge ihrer Stellung, dem Baume eine vollkommne Festigkeit; denn von welcher Seite auch der Druck des Windes auf die Oberfläche des Baobabs fallen mag, so findet er stets feste Gegenpfeiler, die ihm das Gleichgewicht

halten. Dies allein konnte diesem ungeheuern Baume Festigkeit und Dauer geben.

Die Blüthen dieses Baumes sehen weiß aus, sind, wenn sie aufgeblüht sind, 4 Zoll lang, und ihr Durchmesser beträgt beinahe 6 Zoll. Sie geben ein merkwürdiges Beispiel von dem Pflanzenschlafe: mit der Annäherung der Nacht ziehen sie sich zusammen und schließen sich, und öffnen sich erst des Morgens wieder.

Der Schlaf der Blüthen des Baobabs ist um so auffallender, je größer ihre Oberfläche ist, wenn sie bei Tage recht aufgeblüht sind. Ihre Zusammenziehung und ihre Schließung in der Nacht wird also desto bewundernswürdiger.

Die Neger können die Fähigkeit der Blüthen des Baobabs, sich in der Nacht zu schließen, und sich erst wieder mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne zu öffnen, gar nicht genug bewundern, und sie sagen, diese Blüthe schläft, und können sich nicht genug an dem Vergnügen sättigen, sich vor Sonnenaufgang um die blühenden Baobabs her zu versammeln, ihr Erwachen zu sehen, und dann sie im Augenblicke ihres Aufblühens mit: „Dyarakio raffet Signar“ (guten Tag, schöne Dame!) zu begrüßen.

Die Frucht des Baobabs, die die Franzosen Affenbrod genannt haben, und die die Jolo-

fen But nennen, hat eine sehr längliche Gestalt, die an den Enden spitzig zugeht; sie ist 18 Zoll lang, und hat in ihrer Mitte etwas über 18 Zoll in der Runde. Ihre Gestalt würde sich der Gurke nähern, wenn sie nicht an den beiden Enden mehr dünn würde.

Auf der größten der Magdalenen-Inseln stehen zwei Baobabs, in deren Rinde europäische Jahreszahlen eingegraben waren, die bis auf 1449 zurückgingen. Es gab noch andre Inschriften, die vor dem Jahre 1490 gemacht waren.

Die Namen dieser alten Inschriften waren holländisch. Adanson, der diese Insel besucht hat, sah diese Inschriften auch, und erwähnt ihrer in seiner Reise nach Afrika.

Adanson hat bemerkt, daß dieser Baum in seinen ersten Jahren schnell wächst, hernach aber sein Wachsthum sehr beträchtlich abnimmt; und obgleich das Verhältniß, in welchem diese Abnahme geschieht, noch nicht bekannt ist, so glaubt Adanson doch mit Grunde behaupten zu können, daß ein Baobab, der 25 Fuß im Durchmesser hat, schon 3750 Jahre gestanden haben, und daß er noch weit älter und dicker werden muß.

Wie alt muß daher der ungeheure Baobab seyn, den ich im Thale der beiden Gagnacks gesehen und gemessen habe, und der 104 Fuß im Um-

fange hatte? *) Sein größter Durchmesser betrug also über 34 Fuß, und sein Alter muß ungeheuer seyn.

Dieser außerordentliche Baum stand 250 Schritt von dem Dorfe Dock-Gagnack am Ufer eines Sees, mit süßem und klarem Wasser; er nahm den Mittelpunkt eines leeren Fleckens zwischen dem See und dem Hügel ein, der dies schöne Thal gegen Süden begränzt.

Sein Stamm betrug in der Höhe nicht über 30 Fuß; in dieser Höhe liefen die Hauptäste aus, die würdige Kinder eines solchen Vaters waren, und die noch kein Zeichen ihrer Hinfälligkeit verriethen.

Seine Hauptäste, deren Anzahl sich auf 27 belief, und die da, wo sie anfingen, 30 bis 40 Zoll im Durchmesser hatten, hatten eine horizontale Richtung, und erstreckten sich über 50 Fuß rund um den Baum in einer fast vollkommnen Regelmäßigkeit herum. Diese Richtung, die bloß die Natur bestimmt hatte, und die weder Kunst noch Anstrengung hätte besser machen können, hörte in der Entfernung von 50 Fuß auf; dann verlänger-

---

*) Auszug aus Golberry's Reise durch das westliche Afrika in den Jahren 1785 bis 1787.

ten sich diese Aeste noch 8 Fuß, ihre Enden aber beugten sich nach der Erde herab, indem sie eine außerordentlich schöne Krümmung machten; sie hingen unterhalb der horizontalen Fläche 3 bis 4 Fuß herab.

Von diesen Hauptästen erhob sich eine große Menge Zweige, die nach allen Richtungen oberhalb der Fläche zu liefen, die aber doch eine Neigung von 40 bis 45 Graden behielten; diese Zweige waren mit dem schönsten Laube geschmückt, und aus ihnen sprangen eine Menge Schößlinge hervor, die biegsam dünn, und im Ueberflusse mit Blättern versehen waren.

Der Anblick dieses schönen Baums gewährte die Vorstellung von einem Gewölbe, dessen oberer Bogen außerordentlich eingebogen ist, wie bei einem platten ellyptischen Gewölbe, und diese Zweige machten seine größten Durchmesser aus.

Dieses Gewölbe, das in der Mitte auf einer Säule, von 24 Fuß Höhe und 34 Fuß im Durchmesser, ruhte, stellte ein Gemälde von einer ganz erstaunenswürdigen Art dar.

An dem Theile des Baumes, der nach dem See oder Marigot zu stand, befand sich der Eingang in eine Höhle, die die Zeit in dem Stamme dieses wunderbaren Baumes ausgehöhlt hatte. Diese

Höhle war über 20 Fuß hoch, und hatte 20 Fuß im Durchmesser.

Ihre Oeffnung war 17 Fuß hoch, und betrug 9 Fuß in ihrer größten Breite; die Neger des Thales hatten ihr eine ziemlich regelmäßige Form gegeben. der obere Theil beschrieb 2 krumme Linien, die einen Winkel, nach Art der gothischen Gewölbe, bildeten.

Die Neger hatten auch dem Innern der Höhle die gehörige Form gegeben, und ob sie ihm gleich das Rohe, das eine Höhle charakterisirt, gelassen hatten, so hatten sie doch die Oberflächen geglättet, und auch an mehrern Stellen Menschen- und Thierfiguren eingegraben.

Der Boden der Höhle bestand aus einem pomeranzengelben Sande, den man von dem Ufer des Sees dahin geschafft hatte. Es fehlte dieser Grotte bloß noch ein Altar und ein Götzenbild, um sie in einen Tempel zu verwandeln, der wegen seiner Bauart die größte Bewunderung verdiente. Ein Götzenbild war ehemals darin gewesen, so lautete die Sage im Lande; allein nach der Einführung der mahomedanischen Religion in diesem Theile von Afrika hatten es die Priester zerstört.

Jetzt war diese Höhle des alten Baobabs zu Dock-Gagnack der Sammelplatz und Gesellschaftssaal der vornehmsten Einwohner dieses schö-

nen Thales geworden; sie kommen darin des Morgens und des Abends zusammen, und bringen mehrere Stunden in derselben zu, indem sie auf der Erde im Kreise herum sitzen, Tabak rauchen, und sich dem größten Vergnügen, das die Neger kennen, nemlich dem Plappern, überlassen.

83) Wunderbare Täuschung durch einen Traum.

S. kam, während seines Aufenthalts in Wien, eines Abends nach Hause, und legte sich ruhig schlafen. Als er gegen Mitternacht erwachte, fühlte er einen eiskalten Arm neben sich, und der Gedanke, das er einen neben sich liegenden Todten ergriffen habe, schauderte durch seine Seele. Er springt aus dem Bette, der Arm folgt willig; er thut einen Satz an's Fenster, um den dort lehnenden Säbel zu ziehen, und schleudert mit aller Macht den kalten Arm von sich weg, indem er den Säbel zieht, um darauf zu hauen. Durch diese gewaltsame Bewegung fühlt er plötzlich einen Schmerz in dem andern Arme, mit welchem er nicht gezogen hatte, und siehe, der gefürchtete Todtenarm ist sein eigener,

der durch eine gedrückte Lage eingeschlafen und eiskalt geworden war.

84) Bruce's Gefahren und Ungemach auf der Reise in Afrika.

James Bruce trat mit den Seinigen die Rückreise von Abyssinien aus Gooz im November 1766 an. Die mit Nilwasser gefüllten Wasserschläuche enthielten anderthalb Oxhoft. Sie hatten sich zu Gooz mit Brodpulver versehen, welches hier zum Behufe der Karavanen, in eigenen Anstalten verfertigt wird. Das Brod besteht aus Durra (Hirsen) und wird zu Pulver gerieben, nachdem es am Feuer bloß getrocknet (nicht eigentlich gebacken) ist. Dieses Brod schmeckt säuerlich, und quillt so sehr im Wasser auf, daß es fast sechsmal mehr Raum einnimmt, als vorher. Von diesem Pulver bekam jede Person eine gute Hand voll für den Tag, eine halbe Kürbisschale Wasser dazu, und überdieß noch eine ganze Kürbisschale voll Wasser, bloß zum Trinken.

Die Schläuche, in welchen das Wasser aufbehalten wurde, waren vorher im Wasser wohl eingeweicht, und dann auswendig mit Fett und Theer

beschmiert worden, um die Ausdünstung zu verhüten. Denn es ist in diesen heißen Gegenden nicht selten, daß, ohne diese Vorsicht, das Wasser ganz durch das Leder der Schläuche verdünstet.

Nachdem sie noch bei einigen bewohnten Orten vorbei gekommen waren, langten sie den elften November in der Wüste an, deren Boden aus hartem Kiese bestand, mit Marmorstücken untermischt, und mit kleinen Kieseln von der Weisse des Alabasters. — Die Reise ging nun gerade durch die Wüste nordwestlich nach dem nächsten Orte in Egypten (Syene) zu.

Die Hauptsorge war, der wenigen einzelnen Brunnen, die in der Wüste waren, nicht zu verfehlen, und von denen herumziehenden Bischareen (einem Stamme Araber) nicht angefallen zu werden.

Im Anfange fanden sie noch einige Bäume und Grasarten an einzelnen Plätzen, aber in der Folge nicht mehr. Der Boden war fast überall kiesig und steinig, mit Stücken von Jaspis, Agat und Marmor untermischt. Die wenigen Bäume und Gesträuche, die sie trafen, gaben den Wanderern Schatten und den Kameelen ein nothdürftiges Futter.

Tiefer in die Wüste hinein fing ihr Elend an, vorzüglich durch einen Umstand, auf welchen sie

gar nicht gerechnet hatten; — ihre Schuhe nämlich nutzten sich so sehr ab, daß sie untauglich wurden, und die Füße gingen sich bald auf dem dürren, heißen Sande wund. Doch hatten sie noch den rechten Weg, wie sie aus einigen Hügeln und Felsen sahen, die als Wegweiser dienen, indem sie zu hoch sind, als daß sie von dem Flugsande der Wüste sollten überdeckt werden können. (In einigen andern Wüsten Afrika's hat man Haufen von Steinen aufgethürmt, die den Reisenden als Wegweiser dienen.)

Den 14ten November hielten sie unter Akazienbäumen an, nachdem sie schon eine ziemliche Strecke Weges zurückgelegt hatten. Hier erblickten sie auf einmal nach Westen und Nordwesten zu mehrere furchtbar große Säulen von Sand — eine sehr gewöhnliche, durch Wirbelwinde verursachte Erscheinung in diesen Gegenden — die Säulen waren in vreschiedenen Entfernungen von einander und bewegten sich bald sehr langsam und majestätisch, bald sehr schnell. Zuweilen drohten sie, auf die Karavane los zu kommen, und dieselbe mit Sand zu überdecken — ein Zufall, wodurch ganze Karavanen ihren Untergang finden. — Zum Glücke blieb es beim Schrecken, nur daß einige kleinere Sandwolken sie erreichten.

Manche von diesen Säulen reichten mit ihren Gipfeln

Gipfeln bis an die Wolken, — andre trennten sich an der Spitze, oder in der Mitte, und die abgerißnen Theile zerstäubten in der Luft.

Gegen Mittag wurde die Gefahr größer. Die Säulen kamen mit einem Nordwinde, mit großer Schnelligkeit immer näher, und elfe davon waren kaum über eine halbe Meile von ihnen entfernt. — Zu fliehen wäre vergebens gewesen; der schnellste Renner würde ihnen nicht entkommen seyn. Zum Glücke zogen sie sich mit einem Südostwinde zurück, und kamen ihnen aus dem Gesichte.

Am nächsten Morgen waren sie an der einen Seite ganz von dem Sande bedeckt, welchen der Wind über sie hergeweht hatte. Aber viel schlimmer war es, daß der, welcher bei den Wasserschläuchen Wache halten sollte, eingeschlafen war. Ein andrer hatte indessen einen Schlauch geöffnet, und aus Furcht, entdeckt zu werden, sich nicht Zeit genommen, ihn wieder zuzubinden. Jetzt also hatten sie die traurige Aussicht, zu verdursten.

Die Sandsäulen sahen sie auch heute wieder, kleiner zwar, als die gestrigen, aber in größerer Menge. Sie standen dicht, wie Bäume in einem Walde, beisammen, und verdunkelten fast die aufgehende Sonne. Da die Stralen derselben zwischen den Säulen durchfielen, so erschienen diese wie Feuersäulen, und setzten die meisten von der

Karavane in Schrecken. Die Säulen verschwanden, und alle waren zufrieden, nur der Hybäer (Wegweiser und Führer der Karavane) fürchtete, der Samum *) möchte bald kommen. Er kam am andern Tage, gerade, da sie nicht weit von einem Orte entfernt waren, wo sie frisches Wasser zu finden hofften. In Südosten stieg ein Nebel auf, fast purpurfarben, zwanzig Klafter breit und etwa 12 Fuß hoch über der Erde — es war ein bloßer Hauch eines Windes, der sich aber sehr schnell fortbewegte. Alle fielen nieder, mit dem Gesichte nach Norden gelehnt — alle lagen wie todt auf dem sandigen Boden, und erhoben sich erst wieder, als der Führer sagte, der Samum sey vorüber. Jetzt wehete nur noch ein leichtes Lüftchen, das aber doch glühend heiß war. Bruce, der die Luft des Samums eingesogen hatte, bekam davon eine Brustbeschwerde, die er erst zwei Jahre nachher in den Bädern Italiens los wurde. Alle waren kleinmüthig und niedergeschlagen, und fürchteten, vor Durst umzukommen. Bruce mußte alles thun, sie zu ermuntern. Er zeigte ihnen sein geschwollenes Gesicht, seinen mit Schwären bedeckten Nacken, seine wunden und blutenden Füße — alles Folgen der Reise — und redete ih-

*) Ein merkwürdiger Wind.

nen zu, ihre Kräfte anzustrengen, bis sie zur Quelle kämen. Er ließ jedem eine Kürbisschale voll Wasser geben, und sie setzten, wiewol die Luft noch brennend heiß war, ihre Reise fort — immer zu Fuß, denn die höchst erschöpften Kameele, die mehrere Tage nichts gefressen hatten, mußten geschont werden, zumal, da ihre Füße, von den spitzigen Steinen der Ebene, lahm und verwundet waren.

Gegen acht Uhr Abends kamen sie, nach einem Marsche von dreizehn starken Stunden, in das kleine Thal Chiggre, wo sich zehn Brunnen befanden, welche Wasser genug enthielten — aber alles Wasser war so voll kleiner Thiere und Unreinigkeiten, daß sie baumwollene Tücher vor den Mund halten mußten, um nur den gröbsten Unrath abzuhalten. —

Am andern Tage sahen sie wieder Sandsäulen — aber sie waren mit dieser Erscheinung nun schon bekannt, und fürchteten sich wenig mehr. Auch fanden sie auf einer Ebene eine Menge von Sandhügeln, von 7 bis 13 Fuß Höhe — eine Wirkung des gestrigen Samums. Der Sand, mit welchem seit so vielen Jahrhunderten der Wind sein Spiel getrieben hatte, war äußerst fein.

Einige Tage hatten sie nun einige Sträucher und Gehölze, welches zum Futter für die Kameele, und zur Erquickung der Reisenden sehr wohlthätig

war, da sie nun nicht so unaufhörlich dem Brande der Sonnenstralen ausgesetzt seyn durften.

An einem dieser Orte, in dessen Nähe sich auch ein Brunnen fand, übernachteten sie. Des Nachts kam ein Kerl, und suchte die Kette los zu machen, mit welcher die Kameele an den Vorderfüßen zusammengekuppelt waren, damit sie sich nicht verirren konnten. Man rief: Wer da? — und der Kerl schlich sich davon. Durch die Fußstapfen im Sande überzeugten sie sich bald, daß wirklich jemand da gewesen sey. — Alle waren in Furcht. Matt, enkräftet durch Hunger, Durst und Hitze, verwundet am Körper, wie sollten sie sich vertheidigen, wenn sie von einer herumstreifenden Rotte räuberischer Araber angegriffen wurden, welche diese Gegenden mehrere tausend Mann stark durchziehen?

Unter bangem Erwarten ging die Nacht vorüber, und kein Araber kam. Am Morgen ging man den Fußstapfen nach, und fand hinter einem Felsen zwei elende schmutzige Zelte — in dem einen ein nacktes Weib — in dem andern einen Mann mit einer Frau und einem Kinde, beide erstere gleichfalls nackt, und das letztere in schmutzige Lumpen gehüllt — alle sehr abgehungert.

Um gewiß zu erfahren, ob keine große Horde in der Nähe wäre, stellte Bruce sich gegen den Mann,

von dem es sich bald ergab, daß er der Kameeldieb der vorigen Nacht war, sehr rauh. Er legte ihm Fragen vor, und verglich seine Antworten mit den Aussagen der Weiber in den Zelten. Die eine derselben fürchtete vorzüglich für ihr Kind; sie bat um Erbarmen, sie zerraufte ihr Haar, drückte ihr Kind an ihre Brust, legte es vor Bruce hin, und flehete, es lieber zum Sclaven zu machen, als sein Leben zu nehmen.

Bruce und seine Leute waren menschlich genug, nicht nur des Kindes, sondern auch der Weiber und des Mannes zu schonen. Man nahm den Mann als Gefangenen mit, um durch ihn, der mit der Wüste bekannt war, den Weg zu den Brunnen zu finden, und, im Fall der bisherige Führer stürbe, noch einen zu haben.

Am nächsten Tage kam der Samum wieder — er zog leicht über die Reisenden hin; aber der darauf folgende Wind machte sie so krank und matt, daß sie kaum die Kameele beladen konnten. Eins ihrer Kameele starb aus Hunger und Entkräftung. Sie schnitten dünne Striemen aus dem Fleische desselben, und hingen sie aufs Gepäcke, wo sie bald genug so sehr austrockneten, daß keine Fäulniß zu befürchten war. Sie fanden auch unterweges ein umgefallnes Kameel, welches so ausgetrocknet war, daß es nur wenige Pfunde würde gewogen haben,

und kein Wurm, keine Fliege war an demselben — in diesen öden Wüsten ist nirgends Leben.

Von nun an nahm ihr Elend sehr zu. Die Sandsäulen zeigten sich wieder, der Samum wehete noch einmal, und wiewol sie von nun an öfters Brunnen fanden, so waren sie doch so ermattet, daß ihnen alles gleichgültig schien. Die Kameele konnten ebenfalls nicht mehr fort, und sie hatten deren nur noch fünfe. Welche traurige Aussicht, wenn auch diese fielen! Die Reisenden waren kaum im Stande, sich selbst zu tragen, wie hätten sie noch Wasser und Lebensmittel fortbringen sollen! Die Kälte der Nächte vermehrte noch ihr Elend und den Schmerz ihrer Wunden. Niemand behielt in dieser Noth seinen Muth, als der Gefangene. Aus den wenigen Lumpen, die er an sich trug, machte er sogar noch Umschläge um Bruce's Füße. Man wollte ihn jetzt ohne Ketten gehen lassen, allein er schlug diese Freiheit aus, damit er sich nicht schlecht aufführen möchte. — Er traute sich selbst nicht.

Sie fanden auf ihrem Wege jetzt auch große Salzlager, und Menschen und Thiere, die vor Durst gestorben zu seyn schienen. Die Muthlosigkeit nahm zu, und einige wollten schon zurückbleiben und sterben. — Doch näherten sie sich auch nun dem Ziele ihrer Reise, und in 14 Tagen, wel-

che dieselbe bisher gedauert hatte, sahen sie zum erstenmale wieder einen bewölkten Himmel, — ein Zeichen des herannahenden bessern Landes. Aber die Noth nahm auch sehr zu. Das Brod war fast ganz aufgezehrt, und vor dem Kameelfleische hatten alle einen unüberwindlichen Ekel; — die Kameele konnten nicht mehr fort, die Menschen eben so wenig. Bruce hatte schon vor einigen Tagen mehrere von seinen mitgebrachten Sachen wegwerfen müssen; jetzt mußten noch mehrere und viel wichtigere weggeworfen werden, damit es desto eher möglich war, wechselsweise auf den Kameelen zu reiten; aber schon des nächsten Tages war kein Kameel mehr aus der Stelle zu bringen, und alle Versuche deswegen waren vergebens. Man mußte einige Kameele schlachten, um das Fleisch von ihnen mitzunehmen, und das Wasser aus ihren Magen in kleine Schläuche zu füllen. Bruce mußte alle seine Sachen, seine Sammlungen, Tagebücher, Zeichnungen und Kreditbriefe auf dieser Stelle lassen, und dieser einzige unglückliche Augenblick schien alle Frucht einer so langen und gefahrvollen Reise vereiteln zu wollen. Den Kummer über diesen Verlust empfanden seine Gefährten nicht. Doch vermehrten sich nun die Vorboten ihres Glücks. Sie sahen einige Raubvögel in den beiden letzten Tagen; Bruce hörte das Rauschen

des Nilfalls; eine Art Reiher, die sich nie weit von ihrer Heimath entfernen, wurde häufiger sichtbar, und, in der That, am nächsten Morgen kamen sie in dem ersten egyptischen Orte — Syene — an. Bruce war so ermattet, daß er unter dem Palmwäldchen vor Syene einschlief, und fast sinnlos war, als er wieder aufwachte. Er erholte sich einige Tage, und ritt dann auf Kameelen nach der Stelle zurück, wo er seine Zeichnungen u. s. w. hatte lassen müssen. Glücklicherweise hatte der Wind die Fußstapfen nicht verwehet und er erhielt alles wieder.

Die ganze Reise von Gooz dauerte 20 Tage, vom Anfange der Wüste angerechnet aber nur 18 Tage.

85) Montesquieu und Chesterfield.

Montesquieu und Lord Chesterfield waren zu gleicher Zeit in Venedig, und stritten oft über den Vorzug ihrer Nation, indem jener die Munterkeit der Franzosen, dieser aber die kalte Vernunft der Engländer erhob. Eines Tages trat ein Engländer in Montesquieu's Stube, welcher schon damals Beobachtungen zu seinen unsterblichen Schriften sammelte. „Ich bin" sprach der Fremde „ein Freund ihrer Landsleute, weil ich lange in Frankreich gelebt habe, und man mir daselbst so wohl

begegnet ist, daß ich gern jedem Franzosen dienen möchte. Dieß ist auch die Absicht meines Besuchs" „Sie sind" fuhr er fort, „mit einer gefährlichen Neugierde behaftet, die man nirgends weniger, als in Venedig, verzeiht. Sie fragen nach allem, was vorgeht. Sie wollen Geheimnisse ausforschen, und ich weiß, daß Sie vieles aufgeschrieben haben — vielleicht zum Gebrauche irgend eines fremden Hofes; denn so beurtheilt das geheime Inquisitionsgericht Ihr Betragen, und hat deswegen heute früh beschlossen, Sie erster Tage aufheben zu lassen Denken Sie auf Ihre Sicherheit!" Der Fremde ging weg. Montesquieu, ganz bestürzt, warf alle seine Papiere ohne Zeitverlust ins Feuer, und lief zu Chesterfield, um ihm den Vorfall zu erzählen. — „Ich glaube" sagte dieser nach einigem Nachdenken, „daß diese Begebenheit wol unsern Streit entscheiden dürfte; denn ein gelassener Engländer hätte die Sache genauer untersucht."

Mont. — und sich muthwillig einer großen Gefahr ausgesetzt.

Chest. Die mir aber nicht so dringend vorkommt; denn bedenken Sie doch, ob es wahrscheinscheinlich sey, daß ein Vertrauter der Staatsinquisition einem Fremden ihre Entschließungen verrathen, daß er aus Dankbarkeit gegen die französische Humanität in Italien seinen Kopf wagen würde?

Mont. Was aber konnte des Menschen Absicht seyn?

Chest. Sie zu betrügen vermuthlich. Vielleicht war es ein Glücksritter, der Bekanntschaft, der Gelegenheit suchte, der Sie bestehlen wollte. —

Mont. Das ist ihm nicht gelungen.

Chest. Aber doch haben Sie Ihre Papiere verbrannt. Das war allzu übereilt. Mit ein wenig englischer Kälte hätten Sie lieber den ganzen Vorfall für einen Scherz halten sollen.

Mont. Für einen Scherz? —

Chest. Allerdings, mein Bester! denn mich kostet der Spaß zwei Zechinen. Es war mein Schneider, und er hat seine Rolle gut gespielt.

86) Ernährung, Empfindung und Bewegung des Menschen.

Die Thiere sollten nicht, wie die Steine, bloß wachsen. Sie sollten nicht, wie die Pflanzen, bloß wachsen und leben; sondern sie sollten zugleich wachsen, leben und empfinden. Die Natur fand es nicht für gut, alle ihre Geschöpfe, so wie die Gewächse, in's Land einzuwurzeln; sondern es sollten sich einige derselben

eigenmächtig bewegen, nicht wie die Bäume, ewig auf ihren Wagen stehen, sondern von einem Orte zum andern gehen können. Dieses, und die Fortpflanzung der Geschlechter, waren die Hauptabsichten desjenigen Plans, nach welchem die höchste Weisheit den wundervollen Bau der thierischen und menschlichen Körper einrichtete.

Es war eine besondre Einrichtung nöthig, um den Thieren, die sich willkürlich bewegen konnten, und der Natur nirgends Stand hielten, ihre Nahrungsmittel, so oft es ihnen nöthig war, im gehörigen Maaße beizubringen. Mit den Pflanzen hatte dieses weit weniger Schwierigkeiten. Das Erdreich war mit allem reichlich versehen, was sie ernähren konnte. Der Geburtsort der Pflanzen war selbst die Vorrathskammer, worin sie ihren Unterhalt Jahrhunderte lang finden, und bis an den Himmel erwachsen konnten, ohne sie zu erschöpfen. Die Natur hatte nur nöthig, sie an diesem Orte, vermittelst der Wurzeln, zu befestigen, welche die Kraft besaßen, die Säfte des Bodens an sich zu saugen, sie zu verdauen, und den Stämmen, die auf ihnen standen, zuzuführen. Dieses Leben im Stehen wäre ein elendes Schicksal für solche Geschöpfe, die durch Empfindungen gereizt, und mit Trieben beflügelt werden sollten, welche sie unaufhörlich beunruhigen und bewegen. Daher traf die Natur ein andres

System der Ernährung, um die Thiere in den Stand zu setzen, daß sie leben und fortdauern könnten, ohne sich der Erde selbst einzuverleiben, die sie ernähren sollte. Das Feld, die Gärten, das Thierreich selbst ward aufgeboten, um uns seine Schätze zu unsrer Nahrung anzubieten. Der Mund ward mit den Werkzeugen versehen, die dazu erfordert wurden, alle diese verschiedenen Nahrungsmittel zu zermalmen, und ihnen die erste Zubereitung zu geben, damit sie in einen solchen Saft verwandelt werden könnten, der geschickt wäre, unsern Körper zu erhalten und zu ernähren. Die Zähne sollten das, was hart ist, zerbrechen und zermalmen, die Zunge, die Lippen, die Wangen sollten es zu einem Breie untereinander mischen; und damit die hierzu nöthige Flüssigkeit dem Munde nicht fehlen möchte, ward nicht allein er selbst mit verschiedenen Drüsen versehen, welche eine Feuchtigkeit von sich geben, wenn sie durch die Bewegung gereizt werden; sondern die Natur legte auch noch bei jedem Ohre eine Quelle von Säften an, welche sich durch besondre Canäle, durch die Wangen, einen Weg in den Mund bahnen, so oft dieselben beim Käuen bewegt werden. Diese beiden Ohrendrüsen sind die Brunnen des Speichels, welcher sich schon im Munde mit den Speisen vermischt, und die Eigenschaften einer Seife besitzt, indem er die Theilchen der Speise, welche

sich sonst nicht mit einander vereinigen würden, aufs innigste mit einander vermischt. In diesem Zustande gleiten die Speisen von der Zunge hinab, bis zu der Eröffnung des Schlundes. Hier ereignet sich aber eine Schwierigkeit, welcher abgeholfen werden mußte. Die Thiere mußten zu ihrer Erhaltung nothwendig Luft schöpfen; und dieses sollte durch die Canäle der Nase und des Mundes geschehen. Die Luft mußte zu der Absicht, wozu sie unentbehrlich war, in ein sehr großes Eingeweide dringen, welches die ganze Brust ausfüllt, und in dessen Mitte das Herz, als in einem weichen Bette, schlagen sollte. Dieses Eingeweide, welches die Lunge genannt wird, ist einem großen Beutel ähnlich, an dessen oberm Ende eine starke Röhre befestigt ist, durch welche die Luft in viele tausend Zellen und Gänge, woraus das inwendige Gewebe der Lunge besteht, hineindringen kann. Der Kopf dieser Luftröhre öffnet sich oben im Halse; und nun mußte ein Mittel statt finden, damit die Speisen, welche in den Schlund hineingepreßt werden sollten, nicht in diese Oeffnung der Luftröhre hineinfielen, wohin sie nicht gehörten, und wo sie unvermeidlich Schaden gethan haben würden. Die Luftröhre mußte eine harte mit knorpligten Reifen versehene Röhre seyn, damit der Aus- und Eingang der Luft beständig frei bliebe. Der Schlund hingegen, durch wel-

chen die Speisen in den Magen gepreßt werden sollten, mußte aus weichen Fleischfäserchen bestehen, die sich, wenn sie ein Bissen ausdehnte, wieder zusammenziehen, und ihn immer weiter hinuntertreiben konnten. Solchergestalt war es nicht möglich, den Schlund unter die Luftröhre zu setzen, weil ihn diese, vermöge ihrer Härte, zusammengedrückt haben würde. Sie nimmt also den vordersten Theil im Halse ein, und läßt sich auswendig an demselben sehr deutlich fühlen. Der Schlund, welcher unmittelbar hinter ihr herabgeht, kann die Speisen demnach auf keine andre Weise empfangen, als daß sie über die Oeffnung der Luftröhre hinweg gehen. Damit nun nichts von denselben da hineinfallen möchte, so versahe die Natur die Oeffnung der Luftröhre mit einem Deckel, welchen die Speisen, wenn sie zum Schlunde gehen, so genau zudrücken, daß nicht das kleinste Körnchen in die Lunge fallen kann, und welcher sogleich wieder aufspringt, und die Luftröhre öffnet, sobald der Schlund die Speisen und die Getränke empfangen hat.

Der Schlund geht hinter der Lunge und Brust am Rücken hinab, durchbohrt gewissermaßen das Queer- oder Zwerchfell, eine Haut, welche die ganze Höhle des Körpers inwendig in zwei Theile theilt, wovon das oberste Behältniß die Lunge mit dem Herzen, das unterste aber viele andre Eingeweide

in sich faßt, und eröffnet sich endlich in den Magen, welcher bloß eine Erweiterung des Schlundes zu seyn scheint. Diese Verdauungsmaschine liegt in der linken Seite des Bauchs dicht unter dem Zwerchfelle, und erstreckt sich nach der rechten Seite hin, wo sie zum Theil von der Leber bedeckt wird, welche, als ein sehr großes Eingeweide des Unterleibes, mit einem sehnigten Bande an das Zwerchfell befestigt ist, und in dessen Inwendigem die Galle ausgearbeitet, und durch gewisse Röhren in das erste Gedärm hinüber geleitet wird, das mit dem Magen unmittelbar zusammenhängt. Sobald die Speisen in den Magen gekommen sind, werden sie mit neuen Säften, welche aus mancherlei zarten Röhrchen herausdringen, vermischt, und durch die beständige Zusammenziehung und wechselsweise Ausdehnung des Magens, wie auch durch die Gewalt der Wärme, und das Schlagen der Adern, zu einem Breie gemacht, welcher der Natur unsers Körpers schon mehr gemäß ist, nachdem sich so vielerlei ihm schon zuvor eigne Säfte damit vermischt haben.

An der andern Seite des Magens hängt eine lange Reihe wunderbar durcheinander geschlungener Gedärme, welche einen großen Theil des Unterleibes ausfüllen, und sich zuletzt an demjenigen Orte endigen und öffnen, den man den After nennt. Man schätzt die Länge dieser Gedärme, zusammen

genommen, so groß, daß sie ausgestreckt sechsmal die ganze Länge des Menschen betragen. Wenn der Magen die Speisen in einen groben Brei verwandelt hat; so gehen sie in das erste Gedärm über, wo sie die Galle finden, die ihnen aus der Leber entgegen strömt. Auswendig unter dem Magen liegt eine große Drüse, worin sich ein Saft, der der Natur des Speichels ähnlich ist, erzeugt; dieser Saft fließt in eben dieser Gegend durch einen besondern Canal in eben dasselbe erste Gedärm, und vermischet sich, nebst der Galle, aufs innigste mit den Speisen. Alle diese Säfte, wozu noch viele andre aus einer Menge Drüsen, die in den Gedärmen selbst sitzen, hinzu kommen, haben etwas Seifenartiges, und sind unentbehrlich nöthig, um alle Theile des Speisesaftes aufs genaueste mit einander zu vereinigen, und sie in eine solche Vermischung zu setzen, daß daraus solche Säfte entstehen können, wie in unsern Adern umlaufen. Das sanfte Zusammenziehen der Gedärme treibt diesen neuen nahrhaften Brei der Speisen immer weiter fort, und er würde endlich auf dem natürlichen Wege wieder von uns gehen, wenn die Natur nicht neue Maschinen angelegt hätte, die ihn an einen bessern Ort führen.

An der auswendigen Fläche der Gedärme ist eine Haut befestigt, so wie ungefähr an einem Fahnenstocke

nenstocke die Leinwand angeheftet ist. Diese Haut ist voller kleiner und zarter Röhren, welche sich in die inwendige Höhle der Gedärme eröffnen. Diese zarten Röhren haben die Eigenschaft, daß sie den feinsten Saft aus dem Breie der Speisen, wenn er in den Gedärmen vor ihnen vorbeigeht, in sich saugen und weiter fortführen, da sie hingegen den gröbern Theil dieses Breies in den Gedärmen zurücklassen, wo er immer weiter, bis zu ihrer Oeffnung, fortgetrieben, und als eine überflüssige Masse, von der Galle gefärbt, aus dem Körper herausgeschafft wird.

Der Saft, den die kleinen Gefäße in der Haut des Gekröses aus den Speisen an sich gezogen haben, und der, wegen seiner weißen Farbe, der Milchsaft genannt wird, versammelt sich endlich beim Rücken in ein gemeinschaftliches Behältniß, welches man den Milchsack nennt, und in welches sich alle die obgedachten kleinen Milchgefäße ergießen. Aus diesem Sacke steigt eine Röhre im Rücken in die Höhe, und diese Röhre eröffnet sich auf ihrer andern Seite in eine Blutader, welche zur linken Seite zwischen der Achsel und dem Halse hingeht, woselbst sich der neue Nahrungssaft zuerst in's Blut ergießt. Man sieht leicht, daß in diesem Gange der Milchsaft einen ziemlichen Weg gerade in die Höhe steigen müsse. Um dieses zu erleichtern, liegt

nicht allein neben diesem Gange eine große Pulsader, welche durch ihr beständiges Klopfen die Bewegung des Saftes befördert, sondern dieser Gang selbst ist auch inwendig mit verschiedenen kleinen Fallthüren versehen, welche sich zwar öffnen, wenn der Milchsaft von unten gegen sie andringt, sich aber fest verschließen, wenn er hernach wieder zurück sinken wollte. Alle diese Sorgfalt der Natur würde indessen doch nichts gefruchtet haben, wenn sie nicht zugleich an dem Orte, wo sich der Milchgang in die Blutader eröffnet, eine andre kleine Falle angelegt hätte, welche der ankommende Milchsaft aufstoßen, und wo er hindurch gehen kann, die aber das Blut, wenn es vor ihr vorbeiströmt, zudrückt, und sich also selbst den Weg verschließen muß, in den Milchgang hineinzudringen.

Nunmehr ist der Nahrungssaft im Blute, worin er anfangs als eine vermischte Milch strömt. Das Blut hält in unserm Körper einen beständigen Umlauf, dessen Ursprung folgender ist: Das Herz ist eine fleischigte Maschine, welche zwei Höhlen formirt, die durch eine Zwischenwand von einander abgesondert sind. Diese Maschine ist in einer beständigen Bewegung, welche in einem wechselsweisen Zusammenziehen und Ausdehnen besteht. Aus der linken Kammer des Herzens geht ein allgemeiner Stamm von einer Ader heraus, welche die

große Pulsader genannt wird. Diese Ader zertheilt sich aber bald in verschiedne andre, welche zum Theil in die Höhe, zum Theil niedersteigen, und sich mit ihren unzähligen Zweigen, die immer kleiner und enger werden, je weiter sie sich vom Herzen entfernen, in alle und jede Theile des Leibes hineindringen. In diese Adern spritzt die linke Herzkammer das Blut durch ihren Druck mit einer solchen Gewalt, daß es bis in die zartesten Röhrchen der letzten Nebenzweige hineindringt. Man muß sich vorstellen, daß in diesen Adern das Blut von dem weitern Ende derselben stets gegen das engere getrieben wird, welches nicht geschehen kann, ohne bei jedem Stoße des Herzens die Häute dieser Adern auseinander zu dehnen und aufzuheben. Diese Bewegung heißt der Pulsschlag, welcher also nur eine Wirkung des Herzschlages ist, und geschwinder oder langsamer erfolgt, nachdem sich das Herz schneller oder langsamer zusammenzieht. Man nennt um deswillen alle die Adern, in welchen sich das Blut vom Herzen hinweg, das ist, vom weitern Ende gegen das engere bewegt, Pulsadern. Wo kommt aber das Geblüt hin, wenn es bis in die kleinsten Nebenzweige der Pulsadern im ganzen Körper zertheilt worden ist?

Die Natur hat eine Menge von Maschinen aufgestellt, welche ihm auf dieser Reise gleichsam

auflauern, und wovon ihm jede etwas nimmt, das die Natur zu ihren Absichten brauchen kann. Einige von diesen Maschinen sind aus so kleinen Röhrchen zusammengesetzt, daß sie die gröbsten Theile des Bluts, welche eine rothe Farbe haben, nicht in sich hinein lassen, dagegen aber eine andre, feinere Feuchtigkeit aus dem Blute an sich ziehen. Andre ziehen nur das Wässerichte, andre nur das Oehlichte, andre nur Salzwasser heraus, und dieses thun sie insgesammt an solchen Oertern, wo der Saft, den sie aus dem Blute genommen haben, zu gewissen andern Zwecken dienlich seyn kann. Wenn also z. B. die Pulsadern, die in alle Theile des Körpers dringen, zu den Ohrendrüsen gelangen, so ziehen diese aus dem Blute diejenige Materie heraus, die wir Speichel nennen, und welcher alsdann durch besondre Abführungsgänge zum Munde fließt, um die Verdauung vorzubereiten. Wenn sie zu der Haut kommen, die inwendig die Nase umkleidet, so sondert diese eine schleimichte Feuchtigkeit vom Blute ab, damit die Luft beim Athemholen die Nase nicht austrocknen möge. Kommen die Pulsadern zum Schlunde, zum Magen, zu den Gedärmen; so saugen tausend kleine Drüsen einen schlüpfrigen Saft aus ihnen heraus, um diese Gänge geschmeidig zu erhalten. Kommt das Blut in die Gekrösedrüse unter dem Magen, so verwan-

delt dieselbe einen Theil desselben in einen seifenartigen Saft, den sie in das erste Gedärm ausschüttet. Eben so sondert die Leber die Galle aus dem Geblüte heraus, um sie der Gallenblase und den Speisen zuzuführen. Wenn die Pulsadern dicht unter der Brust im Rücken zu beiden Seiten auslaufen, so finden sie ein paar Maschinen, welche das Salzwasser aus dem Blute in sich ziehen, und Nieren heißen. Dieses Salzwasser sammelt sich in den Nieren, und fließt durch eine enge Röhre, die aus jeder Niere herausgeht, in eine Blase, und aus dieser wieder durch einen andern Weg, als eine unnütze Feuchtigkeit, aus dem Körper heraus. In andern Theilen, durch welche sich die Pulsadern ausbreiten, wird Milch, Fett, oder sonst eine andre Feuchtigkeit, abgesondert, und dieses ist überhaupt das Geheimniß, wodurch die Natur aus unserm Blute alle die Säfte absondert, die ihr entweder zu besondern Absichten nöthig sind, oder die als unnütz aus dem Köper herausgeschafft werden sollen.

Außer diesen besondern Eingeweiden und grössern Maschinen, welche von dem Blute, das ihnen die Adern zuführen, ihren Theil abnehmen, giebt es auch eine unzählbare Menge andrer Adern, welche durch ihre kleinen Oeffnungen den rothen Theil des Bluts nicht hindurch lassen, sondern nur die gallertartige klebrichte Feuchtigkeit an sich sau-

gen. Diese kleinen Wassergefäße führen den nahrhaftesten Theil des Bluts zu allen Theilen und Punkten des Körpers, und lassen ihn zum Theil daselbst zurück, wo er sich ansetzt, und solchergestalt den Körper vergrößert, zu allen Seiten ausdehnt und ernährt, bis endlich durch so viele neue Zusätze die Theile so stark und hart werden, daß sie nicht mehr nachgeben, da denn der Wachsthum des Körpers aufhört; und wenn dieses endlich so weit geht, daß nach und nach die kleinsten Gefäße durch den immer zuströmenden Nahrungssaft ganz erfüllt werden und verwachsen, so erfolgt der natürliche Tod des Menschen vor Alter, welchen die allerwenigsten erreichen.

Dieses ist der Gebrauch, den die Natur von dem Blute auf dem Wege macht, den es in den Adern durch alle Theile des Leibes thut. Wenn es nun endlich nach so vielen Begebenheiten in die äußersten Endungen der Pulsadern gekommen ist, so passen noch einige kleine unter der Haut überall liegende Drüsen darauf, welche die feinste Schärfe aus demselben in sich ziehen, und sie durch die Haut, in Gestalt eines dünnen Dampfes, aushauchen, welcher die Ausdünstung genannt wird. Ist diese zu stark, so daß die Dünste in Tropfen auf der Haut zusammenfließen, so wird sie der Schweiß genannt.

Der übrige Theil des Bluts, der allen diesen Nachstellungen entronnen ist, fließt in den kleinsten Enden der Pulsadern so zart fort, daß man die rothen Blutkügelchen durch das Vergrößerungsglas ganz deutlich einzeln hintereinander hindurch rollen sehen kann. Diese kleinsten Canäle fangen aber alsdann bald an, sich wieder zu erweitern. Es werden größere Gefäße daraus, die sich in noch grössere zertheilen, und worin das Blut von allen Seiten eben so wieder zum Herzen steigt, als es durch die Pulsadern davon ausgegangen war. Weil sich in diesen Adern das Blut vom engern Ende gegen das weitere bewegt, so kann der Stoß des Herzens nicht in sie wirken; daher haben sie keinen Puls, und heißen zum Unterschiede Blutadern. Diese Blutadern führen nun das Geblüt, sowohl aus den obern als untern Theilen des Körpers, wieder nach dem Herzen zusammen, wo sie einen gemeinschaftlichen kurzen Canal formiren, welcher das Blut wieder in die rechte Herzkammer ausschüttet. Aus dieser geht es nicht sogleich wieder in die linke hinüber; sondern es wird durch das Zusammenziehen des Herzens aus der rechten Kammer in eine Pulsader getrieben, welche sich in der ganzen Lunge in unendlich viele kleine Zweige ausbreitet, so daß daselbst alles Blut, was im ganzen Körper umgelaufen, und durch das Reiben und Erschüttern erhitzt

worden ist, ehe es zu einem neuen Umlaufe gelangen kann, durch die frische Luft, welche wir in die Lunge ziehen, abgekühlt, und durch die Macht dieser Abkühlung wieder zusammengezogen wird, nachdem es sich durch die Erhitzung bei seinem Umlaufe sehr ausgedehnt hatte. Hier ist zugleich der Ort, wo der Milchsaft aus den Speisen, der sich in die Blutader, die aus der linken Achsel kommt, ergießet, in rothes Blut verwandelt wird. Die Aerzte haben angemerkt, daß die kleinen rothen Kügelchen im Blute zuweilen in viele kleinere zerspringen, die alsdann ihre rothe Farbe verlieren, und weiß aussehen. Wenn also die weißen Theilchen des Milchsaftes durch die zusammenziehende Kälte der Luft in der Lunge an einander gepreßt werden, so entstehen daraus größere Blutkügelchen von rother Farbe. Der nunmehr zu Blut gewordene Nahrungssaft strömt mit dem übrigen Blute aus der Lunge wieder zurück zum Herzen, und ergießt sich in die linke Kammer desselben, aus welcher er wieder zu allen Theilen des Körpers getrieben wird. Man sieht hieraus, warum unser Körper täglich durch Speise und Getränk neues Blut bereiten muß, da jeder Umlauf, welcher doch noch keine Viertelstunde erfordert, das Blut so sehr abnutzt und ausmergelt. Man muß aber auch die erstaunliche Zertheilung der Blutgefäße bewundern, da kein Theil unsers

Körpers, den nur eine Nadelspitze berühren kann, ohne ein Blutgefäß ist, das sich von der kleinsten Wunde ergießet.

So fängt es die Natur mit der Erhaltung und Ernährung unsers Körpers an. Wir haben gesehen, welch eine Reihe von Maschinen sie dazu in Bewegung setzt; und gleichwol erhält sie hierdurch nur Einen von den großen Zwecken des Lebens, welcher aber auch einer der wichtigsten ist. Die Empfindung ist der zweite, und zugleich der, welchen wir am wenigsten begreifen.

Die ganze Maschine war fertig, und zu allen den Verrichtungen fähig, welche zu ihrer Selbsterhaltung nöthig waren. Allein sie mußte nun eine Kraft haben, die sie in Bewegung setzte. Der Mensch, der nicht wußte, warum er aß und trank, sollte für seine Erhaltung und Ernährung sorgen; er sollte gegen die Uebel, die seinen Untergang befördern konnten, nicht gleichgültig seyn, sondern kämpfen, und er sollte seinen Körper willkührlich gebrauchen können. Hierzu ward Seele erfordert; hierzu gehörten Empfindungen, und mehr war nicht nöthig. Die Empfindlichkeit unsrer Maschine setzt sie in Bewegung; unser Gefühl zwingt uns zur Ausübung der Pflichten, welche wir unsrer Erhaltung schuldig sind. Wir essen und trinken, nicht, um uns neues Blut zu verschaffen, sondern, weil

Hunger und Durst wehe thut; wir schlafen, nicht, die verlornen Kräfte zu ersetzen, sondern, weil uns die Empfindungen verlassen; wir suchen keine Arzneimittel, um uns von Krankheiten zu befreien, weil wir den Selbstmord für Sünde halten, sondern, weil uns die Krankheiten mit unangenehmen Empfindungen quälen, und wir würden nimmermehr an unsre Leibesübungen und an die Erhaltung unsrer Gesundheit denken, wenn uns nicht die Empfindungen als Triebfedern dazu dienten. Daher schuf die Natur das Gehirn und die Nerven. Das Gehirn ist in besondre Häute eingeschlossen, und diese Häute umgeben es beständig, auch wenn es außerhalb des Kopfes sich ausdehnt. Dieses geschiehet in dem Rückenmarke und in den Nerven, welche häufig, sowohl unmittelbar aus dem Gehirne, als auch aus dem Rückmarke, ausgehen, und eigentlich nichts anders, als eine mit den Hirnhäuten umkleidete Fortsetzung des Gehirns sind. Diese Nerven breiten sich im ganzen Körper eben so allgemein aus, wie die Blutgefäße, und sie sind die Werkzeuge, wodurch alle Theile unsers Körpers empfindlich gemacht werden. Die Lebensgeister, welche gleichsam das Blut der Nerven sind, durchströmen alle Theile unsers Körpers; durch sie wird jeder Punkt desselben empfindlich gemacht: durch sie empfindet das künstliche Auge, was Licht sey; durch

sie erhält das Ohr die Empfindungen des Schalles, die Zunge den Geschmack, und die Nase den Geruch. Sie sind es, die unsre ganze Maschine in Bewegung setzen. Man darf nur den Nerven, der in einen gewissen Theil unsers Körpers hineingeht, binden, drücken oder abschneiden, so daß der Einfluß der Lebensgeister in denselben unterbrochen wird; so verliert dieser Theil alle seine Empfindungen und alle seine bewegende Kraft, und wird zugleich fühllos und gelähmt. Sie sind also die bewegende Kraft unsers Körpers und zugleich das Mittel, wodurch sich das denkende Wesen mit der Maschine vereinigt. Man frage nicht, wie dieses alles zugehe? Niemand weiß es, wie die Nervensäfte Kräfte zur Bewegung geben, noch weniger, wie sie vermögend sind, der Seele die Welt zu zeigen, und ihr von allen Dingen Begriffe beizubringen, die in die Sinne fallen. So viel aber ist gewiß, daß es geschiehet, und daß eben hiedurch der wechselseitige Einfluß der Seele und des Körpers ineinander bestimmt wird, nach welchem die Seele so denkt und handelt, wie es die Beschaffenheit des Körpers mit sich bringt. Wir werden dieses Geheimniß nie ergründen.

Die dritte Absicht der Natur bei der Schöpfung der Thiere ist die Bewegung. Wir sollten unsre Glieder auf tausenderlei Weise bewegen kön-

nen, und hierzu wurden neue Maschinen erfordert, welche wir Muskeln oder Fleisch nennen. Diese Theile besitzen, vermöge des Bluts und der Lebensgeister, die sich in jeden ergießen, die Geschicklichkeit, sich zusammen zu ziehen. Die Natur mußte sie von Einer Seite an einen festen Punkt befestigen, der nicht nachgab, und hierzu dienten ihr die Knochen. Das andre Ende der Muskeln ward an einen andern Theil befestigt, der sich bewegen lassen mußte, und um deswillen mußten die Knochen Gelenke haben. Wenn sich nun der Muskel zusammen zog, der mit seinen beiden Endungen oder Sehnen an zwei Punkten befestiget war, die in einem gewissen Zwischenraume, nämlich im Gelenke, beweglich waren; so entstand aus diesem Zusammenziehen eine Bewegung desjenigen Theils, an welchem das zweite Ende des Muskels fest saß. Der Nervensaft und das Blut allein sind vermögend, die Muskeln zu diesem Zusammenziehen zu reizen; und was hierbei am unbegreiflichsten ist, ist, daß der bloße Gedanke der Seele, einen Theil ihres Körpers zu bewegen, zu allen diesen Wirkungen schon allein hinreichend seyn kann.

87) Bendish, das psychologische Räthsel.

Herr Say las im Jahre 1719 in Oliver Cromwell's Charakter-Schilderung: „Die „Nachwelt wird ihn einen tapfern Schurken nen„nen;" dieß gab ihm Veranlassung, folgende Charakterschilderung der Mistreß Bridget Bendish, einer Enkelinn Cromwell's, die er persönlich kannte, niederzuschreiben:

„Oliver's Charakter schien aus so vielen Inconseqenzen zusammengesetzt zu seyn, daß ich nicht glaube, daß jemand ihn richtig schildern könne, der nicht persönlich und aufs genaueste mit ihm bekannt gewesen ist, oder wenigstens mit seiner Enkelinn, der Mr. Br. Bendish, Tochter seines Eidams Ireton; einer Dame, die nicht nur in ihren Gesichtszügen, sondern auch in ihrer ganzen Gemüthsart die auffallendste Aehnlichkeit mit ihrem Großvater hatte."

„Sie besaß eine außerordentliche Gegenwart des Geistes, Majestät, Heldenmuth und unermüdliche Arbeitsamkeit. In ihren Blicken und Geberden war Etwas, das zugleich anzog, und Ehrfurcht gebot, so bald sie in einer Gesellschaft erschien. Gewöhnt an die gemeinsten, selbst an Taglöhnerarbeiten (in einer Salzsiederei), blieb sie vom frühen

Morgen bis zum sinkenden Tage bei ihren Arbeitern, gefühllos für alle Bedürfnisse der Natur, schlechter gekleidet, als die geringste ihrer Mägde, und frei von aller Eitelkeit ihres Geschlechts. Alsdann, wenn sie fast bis zum Uebermaaße und ohne Auswahl von allem, was aufgetragen wurde, gegessen und getrunken hatte, legte sie sich auf das nächste Bett oder die nächste Bank, und sank sogleich in den tiefsten Schlaf. Mit neuem Leben und Feuer stand sie wieder auf, kleidete sich in das reichste und kostbarste Gewand, das sie von bessern Zeiten noch übrig hatte, fuhr in ihrer Chaise, oder ritt auf ihrem Klepper nach Yarmouth hinein, glänzte im Umgange, und erhielt, als eine Lady, die einst erwarten konnte, eine der ersten Damen in Europa zu werden, den obersten Rang in jeder Gesellschaft. Sie machte eine Menge Besuche, aus Höflichkeit, in Geschäften, oder um Werke der Menschenliebe zu thun. Alle, auch die wichtigsten, that sie mit der größten Leichtigkeit ab, und erschien allenthalben als die allgemeine Freundinn, Vertheidigerinn und Beschützerinn der Armen, Unterdrückten und Unglücklichen aller Art. Für diese nahm sie von keinem Großen oder Reichen eine abschlägige Antwort an, und wenn sie sich bei ihnen für sie verwendete, so geschah es mehr fordernd, als bittend, daß sie ihrer Pflicht gegen die Armen Genüge thun

sollten. Jedermann, der sie kannte, verehrte sie, als eine Frau von großer Redlichkeit, seltner Frömmigkeit, Großmuth, und beinahe verschwenderischer Gutthätigkeit."

„Und dennoch, obgleich sie alle diese Tugenden in einem gewiß ungewöhnlichen Grade besaß: so schien es ihr doch zuweilen an der ganz gemeinen Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Ehrlichkeit beinahe völlig zu fehlen. Nie in ihrem Leben brach sie wissentlich ein Versprechen, und doch konnte kein Mensch sich auf ihr Wort verlassen, oder den geringsten Umstand einer Geschichte ihr mit Sicherheit nacherzählen.. Sie glühte von der feurigsten Andacht gegen Gott und von Liebe zu ihren Mitmenschen — während sich kaum ein Grad von Gottesvergessenheit und Herzenshärte denken ließ, dessen sie in andern Stunden nicht wieder fähig zu seyn schien! Niedrigschmeichelnd, argwöhnisch, gränzenlos mißtrauisch gegen ihre Diener und selbst gegen ihre Freunde — that sie ihnen zu gleicher Zeit mit größter Bereitwilligkeit alle nur möglichen Dienste, und sah in ihrer herzlichen Liebe zu allen Menschen nie auf die Gegendienste, die sie von ihnen erwarten, sondern allein auf das, was sie ihnen thun konnte, wobei weder die Schlechtigkeit ihres Charakters, noch Ungerechtigkeiten, die sie von ihnen gelitten hatte, auch nicht die geringste Ausnahme

machten, sondern sie vielmehr ihrer Hülfe um so mehr empfahlen."

„Dieses ist der excentrische Character der Mr. Bentish, wie ich ihn in einer vieljährigen vertrauten Bekanntschaft mit ihr, wo ich abwechselnd ihre Freundschaft und ihre Rache erfuhr, kennen lernte. Ungeachtet aller dieser ihrer Flecken und Fehler, sage ich freimüthig, daß man ihr das größte Unrecht thun würde, wenn man sie eine große, aber schlechte, Frau nennen wollte. Ihre vortrefflichen Eigenschaften schienen in einer wahren Seelengröße, und einem aufrichtigen Bestreben, Gott und ihrem Nächsten zu dienen, ihren Grund zu haben; hingegen alles, was anders ist, von verdorbenen Grundsätzen, die sie früh und stark einsog, ihrem physischen Temperamente, und ihrer sonderbaren Gemüthsart, die im höchsten Grade enthusiastisch und schwärmerisch war, herzurühren."

„Daher kam es unter andern, daß sie nie von einem Menschen oder einer That reden hörte, ohne sogleich ihr Urtheil darüber und ihre eigenen Gesinnungen so lebhaft einzumischen, daß sie später diese von jenen nicht mehr zu trennen vermochte, und ihre Grundsätze und Urtheile mit der gleichen Zuversicht, womit sie die Thatsache erzählte, in diese vermengte."

„War sie über die Rechtmäßigkeit oder den

Vor-

Vortheil irgend einer großen, gewagten und schwierigen Unternehmung in Zweifel, so beobachtete sie die Methode, welcher sich, wie sie behauptete, ihr Großvater immer mit dem besten Erfolge bediente: sie schloß sich nämlich so lange in ihr Zimmer ein, bis durch Fasten und Gebet ihre Lebenssäfte in eine gewisse Gährung und ihre Denkkraft in eine außerordentliche Spannung gerieth. Welche Stelle der heiligen Schrift ihr in diesem Augenblicke zu Sinne kam, und nur einigermaßen auf die vorliegende Angelegenheit zu passen schien, die strahlte mit einer Kraft und Evidenz in ihr Gemüth, daß ihre erhitzte Einbildungskraft sie als eine göttliche und übernatürliche Antwort mit der größten Sicherheit annahm, und alle Bitten und Vorstellungen der Vernunft, selbst die klarsten Stellen derselbigen Bibel, die ihr gegen ihr Vorhaben angeführt wurden, und die überzeugendsten Gründe von der Unschicklichkeit, Gottlosigkeit, Ungerechtigkeit, ja selbst der Unmöglichkeit des Gelingens vermochten nicht das mindeste, sie von ihrem Entschlusse abzubringen; vielmehr gewann sie durch den Widerspruch eine Zuversicht und einen Eifer, ihren Zweck zu erreichen, daß sie ihn gewöhnlich auch erreichte, und dadurch in diesem sonderbaren Benehmen auch für die Zukunft immer mehr gestärkt wurde."

„„Ich will mich einem Freunde anvertrauen, der mich noch niemals betrogen hat,““ antwortete sie mir, als ich ihr einst, da sie ein reiches Erbe von einem Verwandten bezog, die dringendsten Vorstellungen machte, einmal ihre bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sehr reichen Almosen so lange einzustellen, bis sie die Bitten einer armen Frau und das Flehen einer Familie erhört hätte, welchen sie ihr schuldiges Geld schon lange vorenthalten hatte; „„denn (sagte ich) wenn Sie sterben sollten, ohne diese Schuld getilgt zu haben, wer wird sich verpflichtet glauben, es für Sie, als eine Person zu thun, von welcher alsdann niemand mehr etwas zu erwarten hat?““ Sie versicherte mich, daß sie vor ihrem Tode alle ihre Schulden bis auf den letzten Heller abbezahlen wolle. „„Wie ist es Ihnen möglich (fuhr ich fort), dieses zu versichern, da Sie beständig einer Menge Leuten schuldig sind, und so viele andre Gelegenheiten haben, Ihres Geldes los zu werden, ohne es Ihren Gläubigern zu geben, und da Sie entschlossen scheinen, so lange Sie leben, immer Schulden zu haben?““ — Ihre Antwort war die obige. Dennoch rechtfertigte der Erfolg ihr Betragen, wofern nämlich etwas ein Betragen rechtfertigen kann, welches Vernunft und Religion mißbilligen.“

„So war Oliver's Enkelinn, die von seiner

körperlichen Beschaffenheit und seiner Gemüthsart mehr, als einer seiner Nachkommen oder Verwandten besaß. Ich kannte noch mehrere seiner Enkel, auch seinen Sohn Richard, und dessen Sohn Oliver *); jeder besaß etwas vom Geiste des Großvaters, aber im Ganzen waren ihre Eigenschaften weit geringer, als die der Dame, deren Charakter ich hier, nach einer langen Erfahrung, aufrichtig geschildert habe."

88) Sonderbare Definition des Despotismus.

Als die Dichter Delille und Sicard zu Mitgliedern der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgeschlagen wurden, sagte der Marschall von Richelieu dem Könige Ludwig dem Funfzehnten, es wären Encyclopedisten, und bewog ihn dadurch, ihre Ernennung zu verwerfen. Der Marschall hatte zwei seinrr Schützlinge in die Akademie bringen wollen, daher erbitterte ihn jene Ernennung so sehr, daß er erklärte, er wolle keiner Sitzung mehr

*) Dieser starb 1772 in seinem 85sten Jahre.

beiwohnen: „denn" sagte er, „da herrscht ein unerträglicher Despotismus! Jeder thut, was er will!" —

89) Wirkung der Rache und des Fanatismus.

Torregiano, ein berühmter Florentiner Bildhauer, arbeitete für einen Grand von Spanien ein Jesuskind in natürlicher Größe. Der Preis wurde nicht bedungen, aber der Grand war sehr reich, und versprach, das Werk nach Verdienst zu belohnen. Torregiano lieferte ein Meisterstück. Der Grand selbst bewunderte es mit Enthusiasmus, und konnte nicht Worte finden, es gebührend zu preisen. Am andern Tage sandte er zwei Bedienten mit vollen Geldsäcken, um die Statüe dagegen einzutauschen. Als der Künstler die großen vollen Säcke sieht, glaubt er sich würdig belohnt, öffnet sie, und findet — dreißig Dukaten in Kupfermünze. Wüthend ergreift er Hammer und Meißel, zerschlägt das Jesuskind, jagt die Bedienten mit ihren Säcken aus der Thür, und befiehlt ihnen, ihrem Herrn zu berichten, was sie gesehn hätten. Sie thun es treulich. Der große Herr schämt sich,

und Scham bei großen Herren gelert Rache. Er stellt sich, als schaudere er ob dem gräßlichen Verbrechen, die Hand an ein Jesuskind zu legen. Auf der Stelle eilt er zum Großinquisitor, und denuncirt den Künstler. Vergebens behauptet Torregiano, daß dem Schöpfer frei stehe, sein eignes Kunstprodukt wieder zu zerstören; die Vernunft sprach für ihn, aber der Fanatismus war sein Richter. Man verurtheilte ihn zur Tortur bis auf den Tod, und er starb unter den fürchterlichsten Martern.

90) Scharfsinniger Widerspruch.

Ein Kammmacher und ein Galanteriehändler hatten auf dem Jahrmarkte einer kleinen Stadt ihre Buden neben einander, und beide wurden wenig oder gar nichts von ihren Waaren los. Letzterer klagte daher sein Schicksal dem Kammmacher mit diesem Ausdrucke: „Herr Nachbar, das ist einmal wieder ein recht lausigter Markt.“ — „Ja, wenn das wäre — erwiderte dieser — so würd' ich wol mehr Kämme verkauft haben.“ —

91) Wie soll man sich gegen Ehrsüchtige benehmen?

Der Ehrsüchtige will bemerkt seyn von den Großen, beugt sich, und kriecht und bettelt darum vor ihnen auf den Knien; verschmäht die Achtung der Kleinen, und stellt sich vor ihnen auf die Zehenspitze, um mit stolzer Selbstgenügsamkeit auf sie herabzusehen Für alle die Erniedrigung, die er von seinem Fürsten oder seinen Vorstehern zu dulden hat, rächt er sich mit der Erniedrigung, die er seine Untergebenen fühlen läßt. So ein Mann, der nicht Ehre zu verdienen, sondern zu erhalten, nicht ehrwürdig sondern geehrt zu seyn strebt, ist zwar verachtungswerth, sollte aber darum nicht immer fühlbar verachtet werden. Warum nicht? Die Ursache zeigt sich in folgender Geschichte.

Ein Chinese, der Europa durchreisete, fand sich einst bei Hofe und im Vorsaale eines der ersten Monarchen ein. Er sah' unter dem großen Haufen der Anwesenden einen Mann von glücklicher Gesichtsbildung, in reicher Kleidung, und mit Stern und Ordenszeichen behangen. So sehr sich dieser bemühte, jedermann durch seine zuvorkommende Höflichkeit auf sich aufmerksam zu machen,

so war er doch meist allein gelassen, traurig und mißmuthig. Der Chinese, hierüber betroffen, fragte einen Europäer, wer dieser Herr wäre? — Dieser, war die Antwort, ist einer der ersten Männer des Reichs, er kommandirte eine große, schöne Armee, und ist jetzt Statthalter in einer der größten Provinzen, aber er gilt bei Hofe nicht mehr. „Warum kehrt man ihm so den Rücken?" erwiderte der Chinese. „Wenn der Hof keine Achtung mehr für ihn hat, so sollte er sie doch fürs Volk haben, das unter ihm steht."

Das war fein bemerkt und richtig gesagt. Wie leicht war es, daß der Mann sein Volk mit noch größerer Härte von sich stieß, als er bei Hofe erfuhr? dasselbe um so niedriger behandelte, je niedriger er sich behandelt dünkte? um so mehr Despot ward, je weniger er Gunst und Gnade bei seinem Herrn, Achtung und Ehre von dessen Dienern erhielt?

Wenn wir die Sache noch genauer in's Auge fassen, warum soll man dem mit Verachtung begegnen, der nichts als äußere Ehre sucht, und Verachtung so sehr scheuet? Er verdient diese, sagt man. Aber verdient er denn nicht auch Liebe? Oder hat er darum keinen Anspruch auf meine Liebe mehr, weil er sich nicht achtungs- und liebenswürdig beträgt? — Woher die Neigung, den unter

uns herabzusetzen, der sich so gerne über alle hinauf gehoben sähe? Kommt sie nicht etwa aus unserm Stolze, den wir durch den seinigen beleidigt finden? Wollen wir ihn nicht darum mit Verachtung drükken, weil wir uns durch seine Begierde nach Vorrang gedrückt fühlen? Ist die Neigung, den Ehrsüchtigen der Verachtung preis zu geben, nicht die lieblose Rachfreude, ihm gerade an dem Theile wehe zu thun, wo er am empfindlichsten ist? Nur Stolz kann den Stolzen nicht tragen; Demuth und Liebe trägt ihn: nur beleidigter Stolz will wehe thun, und Rache üben; da Liebe und Demuth bemitleidet und bessern will.

Daraus folgt aber nicht, daß man die Katze, die Rücken und Schwanz hebt, streicheln müsse, damit sie ihn noch mehr hebe; nicht, daß man den Thoren in seiner Thorheit stärken sollte, indem man ihm schmeichelt. Schmeichelei würde ihn ganz zur stolzen Selbstgenügsamkeit, Selbstgefälligkeit einschläfern; Verachtung aber bis zum Unsinn, auch manchmal zur Raserei aufbringen. — Das Mittel zwischen Schmeichelei und Verachtung ist männliche Liebe, Demuth und Bescheidenheit; die kann und soll ihn aus seinem Traume sanft und ernst wekken. Er ist ein Kranker, dem man weder die Wunde gewaltsam aufreissen muß, daß sie noch mehr blute, noch zudecken und vermänteln, daß er

sie nicht sehe. Stolz stößt den stolzen Verächter von sich, wie der Kranke den rohen unempfindlichen Arzt, der überall nur schneidet und trennt. Der theilnehmenden Liebe giebt er sich zutraulich und freiwillig hin. Von Demuth und Bescheidenheit, nicht von Verachtung und Hochmuth, läßt er sich beschämen.

92) Negern-Achtung für die Todten.

Die Mandingo's haben eine große Ehrfurcht gegen die Todten; ihre Gräber zu Albreda befinden sich außerhalb des Dorfs in einer Einfassung, die mit Bäumen bepflanzt ist.

„Ich habe Arten von Grabmälern gesehn, — sagt Golberry in seiner Reise durch das westliche Afrika — welche von einer weinenden Gattinn, einem treuen und trauernden Ehemanne, von edlen und gefühlvollen Kindern besucht wurden."

„Diese Neger, die wir wild nennen, haben Ehrfurcht vor der Asche ihrer Anverwandten, ihrer Freunde und ihrer Oberhäupter; das väterliche Grab bedecken sie mit dickem Laubwerke, und schmücken diese Leichendenkmäler mit Blumen."

„Ich habe ein zwölfjähriges Mädchen gesehen, die auf das Grab ihrer Mutter ein Gefäß voll Milch setzte, in Thränen zerfloß, Seufzer ausstieß, diejenige anredete, die ihr das Leben gegeben und sie so lange ernährt hatte, ihr dafür ihre Erkenntlichkeit bezeugte, und ihr den Schmerz und die Verzweiflung ihres Herzens klagte.“

„Dergleichen Gräber sind in Afrika Gegenstände der Verehrung, und diese fromme und zärtliche Sorgfalt verewigt in dem Herzen der Lebenden das Andenken und die Tugenden der Verstorbenen; es sind die Bande, welche die Einigkeit der Familien festhalten.“

„Die Tochter, die das Andenken ihrer Mutter mit Thränen ehrt, wird ihre Kinder lieben, wird ihre Liebe gewinnen, und wieder ein Gegenstand ihrer Klagen und Thränen werden.“

93) Ein Geist, der mit Branntwein handelt.

Zu Sunderland, einem Marktflecken mit einem guten Hafen, an der Nordsee der englischen Provinz The Bishoprick of Durham — ließ sich

jeden Abend eine lange weiße Figur sehen, die vom Ufer des Meeres kam, ein Kind auf der Hand zu haben schien, und langsam die Straßen hinab schritt, bis sie verschwand. Man glaubte, daß es der Geist einer Weibsperson sey, die sich vor kurzem ersäuft hatte, bis endlich ein Soldat mit geladenem Gewehre auf die Erscheinung losging, und den nächtlichen Besuchen eines Schleichhändlers ein Ende machte, der mit einer Maske aus der Geisterwelt regelmäßig jede Nacht ein Faß mit Branntwein in die Körperwelt hinein stahl.

94) Die Ueberraschung.

Frau v. Genlis, eine ausgezeichnete französische Schriftstellerinn, schrieb für ihren Verwandten, den Präsidenten P.., der die Feenmährchen sehr liebte, und sich dieselben des Abends vorlesen ließ, eins unter dem Titel: das Schloß der Wahrheit. Zu seinem Namenstage sollte eine Komödie in seinem Schlosse auf einem Gesellschaftstheater aufgeführt werden. Die Familie versammelte sich, der Präsident saß auf dem besten Platze. Der

Vorhang flog auf. Die Scene stellte des Präsidenten Wohnzimmer vor. Dort sah man ihn in Schlafrock und Perücke auf einem Lehnstuhle beim Frühstücke; dies war niemand anders, als die Frau v Genlis selbst, welche sich täuschend verkleidet hatte, und alle Manieren und Töne des Präsidenten so gut nachahmte, daß man ihn selbst zu erblikken glaubte. Der Pseudopräsident verlangte ein Mährchen, und ein Freund des Hauses kam, ihm das Palais de verité (das Schloß der Wahrheit) zu erzählen. Der gute wirkliche Präsident, der in seinem Konterfey auf der Bühne alle seine Manieren beim Zuhören, Frühstücken u. s. w. wiederfand, rief Ein Bravo über das andre. Doch zuletzt erhielt auch die Schönheit des Feenmährchens seine Rechte, und er hörte aufmerksam mit dem innigsten Vergnügen zu. Kaum aber war das Mährchen geendigt, als er seinen abwesenden Bruder, dessen Ankunft er nicht erwartete, auftreten, und in die Arme des Theaterpräsidenten eilen sah, welcher ihn herzlich bewillkommte. Da heute einmal alles mit Täuschung zuging, glaubte der Präsident auch einen Pseudobruder zu erblicken, und schon seufzte er darüber, daß eine solche Freude ihm nur vorgespiegelt würde, als sein Bruder von der Bühne herunter an seine Brust eilte. Er war heimlich angekommen, um den Präsidenten zu überraschen. Frau v. Genlis hatte

den schnellen Einfall gehabt, ihn auf diese Weise zu introduciren.

95) Verdiente Beschämung vorwitziger Jünglinge.

In England sieht man fast täglich Beispiele, daß junge Leute an den Schottländern und Irländern zu Rittern werden wollen. Aber mit den letztern ist nicht immer gut spaßen; sie haben das Herz auf dem rechten Flecke. Vor einiger Zeit starb General L., ein geborner Irländer, von dem man Folgendes erzählt. Er mußte ganz unerwartet eine Reise nach England antreten. Seine Angelegenheit war so dringend, daß er niemanden mitnehmen konnte. In Chester hielt er, um zu Mittag zu essen: er sah eben in der Küche ein paar Enten fertig gebraten, und ließ sie sich heraufbringen. Gleich nachher kamen einige junge Leute in's Wirthshaus. Sie hatten gejagt, waren gewaltig hungrig, und fragten, was zu haben wäre? Der Wirth hatte sehr wenig vorräthig, und entschuldigte sich unter andern damit, daß er so eben einem irländischen Herrn zwei Enten aufgetischt hätte. „Einem

irländischen Herrn!" rief ein junger Windbeutel aus der Gesellschaft, der sich sehr darüber ärgerte, „ich wette, der Kerl kann nicht drei zählen! Hier, Markör, trage er dem Herrn meine Uhr hinauf, mache er ihm mein Compliment, und sage er ihm, ich ließe bitten, er möchte mir sagen, welche Zeit es sey?" Der General hörte die Unverschämtheit still an, nahm die Uhr, und ließ, völlig gefaßt, wieder seine gehorsamste Empfehlung abstatten, und er würde, sobald er gegessen habe, sich bemühen, die Frage zu beantworten. Die jungen Sausewinde lachten herzlich über die Verlegenheit, in welche sie den einfältigen Irländer gesetzt zu haben glaubten, und fingen an, ihren Hunger zu stillen, so gut es möglich war. Aber ihre Lust wurde bald darauf gestört, als sie einen Mann von edler Figur eintreten sahen, der alle die Artigkeit besaß, welche den Offizieren so eigen zu seyn pflegt. Er ging zu ihnen an den Tisch, und hielt ihnen die Uhr hin. „Meine Herren, (sagte er,) ich möchte gern wissen, wem sie gehört, da ich aus dem, was der Eigenthümer mir vorhin sagen ließ, schließe, daß er kurzsichtig seyn muß; ich habe ihm deswegen eine Brille mitgebracht, (wobei er auf ein paar große Pistolen wies, die er unter dem Arme hatte,) um diesem Uebel abzuhelfen." Aller Scherz war nun vorüber; die jungen Herren schwiegen. Der General steckte be-

dächtig die Uhr in die Tasche, und sagte: „meine Herren, es thut mir leid, daß ich Ihnen zur Last gefallen bin, da ich sehe, daß der Eigenthümer der Uhr nicht unter ihnen ist, wenn er sie zurückfordert, soll er sie haben, doch nicht eher, als bis er diese Brille hier versucht hat.“

96) Mahagoniholz.

Folgender Zufall brachte die Vorzüge dieses so berühmten Holzes an's Licht. Gibbons, der Capitain eines Westindienfahrers, brachte zu Ausgange des 17ten Jahrhunderts zuerst einige Mahagonibohlen als Ballast mit nach England. Sein Bruder, ein Londoner Arzt, ließ sich eben damals in Kingstreet, Coventgarden, ein Haus bauen; und da der Capitain glaubte, sie könnten seinem Bruder von Nutzen seyn, so schenkte er ihm die Bohlen. Aber die Zimmerleute hatten keine Werkzeuge, welche für dieses harte Holz stark genug gewesen wären; man hielt es daher für unnütz, und es blieb eine geraume Zeit liegen. In der Folge brauchte die Frau des Doktors einen Lichtkasten. Der Doktor ging zu seinem Tischler, Wol-

laston in Longacre, und bat ihn, er möchte ihm aus einigen Bohlen, die er in seinem Garten liegen hätte, einen solchen Kasten machen. Auch Wollaston beschwerte sich, daß das Holz zu hart sey. Der Doktor antwortete ihm, daß er stärkeres Werkzeug dazu nehmen müsse. Der Lichtkasten wurde fertig, und gefiel dem Doktor so sehr, daß er nicht eher ruhte, als bis ihm Wollaston aus den ungebrauchten Bohlen eine Schreibcommode machte. Die herrliche Farbe und feine Politur des Mahagoniholzes erschienen nun höchst vortheilhaft. Der Doktor lud alle seine Freunde ein, die schöne Commode zu besehen. Unter ihnen war auch die Herzoginn von Buckingham, welche den Doktor Gibbons bat, ihr etwas von dem Holze zu überlassen, woraus Wollaston abermals eine Schreibecommode machen mußte. Dies brachte sowohl das Mahagoniholz, als den Tischler Wollaston, in großen Ruf, und jeder suchte, Geräthe aus solchem Holze zu erhalten.

97) v. Rambouillet und v. Precy — Oder: Können die Seelen der Abgeschiedenen den Lebenden auf dieser Erde wieder erscheinen?

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die vorgaben, daß sie den Geist dieses oder jenes Verstorbenen gesehen hätten; hat nun eine solche Behauptung Grund, und können die Geister der Todten wirklich wieder erscheinen? Was der Mensch außer sich gewahr werden soll, muß ihm im Raume erscheinen, welches die einzige Art und Bedingung ist, unter welcher etwas äußerlich für ihn erkennbar und sichtbar ist. Das im Raume Befindliche muß ausgedehnt seyn und einen Körper haben; wenn der Mensch stirbt, so verläßt sein Geist die irdische Hülle, und wenn man von seinem Wiedererscheinen spricht, so versteht man darunter nicht, daß er wieder in dem Körper, den er abgelegt hat, erscheine, sondern daß er sich entweder als ein bloßer Geist zeige, oder daß er eine andre körperliche Hülle angenommen habe. Als bloßer Geist kann sich unnichts zeigen, weil demselben alles Ausgedehnte und alles Körperliche abgeht, und er sich also unmöglich für uns wahrnehmbar machen kann, da er keinen Körper, für uns also kein Daseyn, keine Wirklich-

keit hat. Nimmt man aber an, daß er in einem andern Körper erscheine, so ist er dasjenige wirklich, als was er erscheint, ein Mensch, ein Thier u. s. w., und wieder kein Geist eines Abgeschiedenen, und wir haben auch keine Kennzeichen, durch welche wir einen Körper, der von dem Geiste eines Abgeschiedenen bewohnt würde, von jenem unterscheiden könnten, bei dem dies der Fall nicht ist. Wir sind also gänzlich außer Stande, den Geist eines Verstorbenen wahrzunehmen, und da es uns an einem Organe dazu fehlt, so giebt es für uns kein Erscheinen solcher Geister. Allein woher ist denn der Glaube an dieses Wiedererscheinen entstanden? Man ist sich bewußt, daß mit diesem Leben noch nicht alles aus ist, daß das, was ist, irgendwo seyn muß, und da man sich ungern von dem trennt, was man liebt, so wünscht man stets bei ihm zu seyn, und da jeder Wunsch die Einbildungskraft aufregt, und da diese alle Vorstellungen, die sie beschäftigen, versinnlicht und oft verwirklicht, so glauben wir dasjenige, was sie, durch unsre Wünsche oder auch Furcht veranlaßt, in Thätigkeit setzt, außer uns zu sehen. Wir wähnen dasjenige zu erblicken, was wir liebten, wir sind mit Geist und Körper auf dasselbe aufmerksam, und endlich sehen wir dasselbe, wie es leibte und lebte, wir schwören darauf, daß es unser verstorbener Freund sey, ob es

gleich der Abdruck und das Schattenbild unsrer Phantasievorstellung ist. Wer hat nicht zuweilen etwas außer sich erblickt, wenn er lange und aufmerksam auf sich hinsah, und dabei bewegt und unruhig war? wer ist nicht in seinem Innersten gerührt, wenn ihm der Tod jemand von den Seinigen raubt? — Wenn nun der Mensch in einer solchen Unruhe und Bewegung ist, wo er keiner besonnenen Anschauung der Dinge fähig ist, wie leicht ist es alsdann möglich, daß ihm der verstorbene geliebte Gegenstand erscheint, daß er ihn sieht, als ob er lebte, daß er ihn sprechen hört! Kurz, alles wird der Mensch endlich gewahr, wenn seine Einbildungskraft in Unruhe ist, und gleichwol ist dieses alles bloße Täuschung und Betrug der Sinne. Hier Aufschlüsse über Lehren, an denen der Menschheit so viel liegt, wie es mit der Unsterblichkeit der menschlichen Seele der Fall ist, zu erwarten, ist eine Thorheit. Alles, was der Mensch zu wissen braucht, dazu hat er auch Anlagen und Fähigkeit, und daß wir unsterblich sind, lehren uns die Forderungen des Sittengesetzes, und wir brauchen es durch ein Phantasiebild nicht erst zu erfahren.

Herr W — l, ein Gelehrter, hat in seiner Schrift: „Meiner Gattinn wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode," behauptet, daß

er seine verstorbene Gattinn wirklich gesehen, und daß sie ihm gesagt habe, daß sie unsterblich sey. Ob nun gleich die Täuschung, welche bei dieser ganzen Geschichte obwaltet, wo der Verfasser ausdrücklich die Todte erwartete, um, wie er sagt, sein Experiment der Möglichkeit des Wiedererscheinens anzustellen, ziemlich auffallend ist: so hat sie doch die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, und scheint den Leichtgläubigen und Schwachgläubigen reichliche Nahrung und Stoff zu geben. Ist nun aber auch gleich alles, was vom Wiedererscheinen der Verstorbenen erzählt wird, Täuschung und Betrug, theils des Zuschauers, theils andrer Personen, die dabei eine Rolle spielen, die freilich nicht allemal leicht zu erklären ist, weil man nicht alle Umstände genau kennt, so wollen wir doch hier eine Geschichte anführen, die der oben erwähnten an Interesse sicherlich nicht nachsteht. Der Marquis von Rambouillet und der Marquis von Precy lebten mit einander in einer solchen vertrauten Freundschaft, daß sie sich fast gar nicht von einander trennen konnten. Die Gleichheit des Alters, des Standes und der Gesinnung unterhielt unter ihnen die vollkommenste Eintracht; nichts störte den Umgang, den beide mit so vollem Vergnügen genossen; sie kannten weder Neid noch Eifersucht gegen einander; beide beseelte der gleiche Trieb, sich im Kriege durch

Heldenmuth Ruhm und Ehre zu erwerben. Bei einer Unterhaltung unterredeten sie sich einstmals von dem Zustande nach dem Tode, und ihr Gespräch zeigte deutlich, daß sie in Ansehung desjenigen, was man davon lehre und glaube, sehr zweifelhaft seyen. Sie versprachen daher einander, daß, im Falle es ein Leben nach dem Tode gäbe, derjenige, der zuerst stürbe, dem Andern von dem Zustande jenseits des Grabes Nachricht geben wolle. Beide gaben einander die Hände, als ein Pfand der Versicherung, darauf, daß sie ihr Versprechen getreulich erfüllen wollten. Etwa drei Monathe hernach ging der Marquis von Rambouillet nach Flandern, wo damals der Kriegesschauplatz war; der Marquis von Precy aber mußte zu Paris bleiben, weil er an einem gefährlichen Fieber darnieder lag; er wohnte daselbst bei einem Bader, Namens Dupun, in der St. Antonius-Vorstadt. Nach Verlauf von 6 Wochen, wo er schon ziemlich wieder hergestellt war, hörte er, früh um 6 Uhr, daß jemand an seinem Bette die Vorhänge aufzog, und als er sich in demselben umwandte, um zu sehen, wer da sey, erblickte er seinen Freund Rambouillet im ledernen Kollet und in Stiefeln; er sprang sogleich aus dem Bette heraus, um ihm seine Freude über dessen Zurückkunft zu bezeugen, und ihn zu umarmen. Allein Rambouillet trat einige

Schritt zurück, und sagte: „diese Freundschaftsbezeugungen wären nunmehr unnöthig, er habe nur sein Wort halten wollen, da er gestern in einem Scharmützel geblieben sey. Was man von der Ewigkeit sage, sey nur allzu gewiß, er möchte daher sein Leben ändern, zumal da er keine Zeit zu verlieren habe, weil er auch bald in einem Scharmützel umkommen werde." Precy glaubte, sein Freund wolle mit ihm scherzen, und versuchte daher nochmals, ihn zu umarmen, allein er umfaßte nichts, als Luft. Um Precy von der Wahrheit seiner Behauptung zu überführen, zeigte ihm Rambouillet den Schuß, den er in die Lenden bekommen hatte; es schien aus der Wunde Blut heraus zu fließen. Hierauf verschwand die Erscheinung, und Precy gerieth in einen unaussprechlichen Schrekken. Er rufte seinen Bedienten, und da dadurch das ganze Haus aufgeweckt wurde, so eilten alle herbei, welchen er den ganzen Vorfall erzählte. Anfänglich glaubte man, seine ganze Erzählung sey noch eine Wirkung vom hitzigen Fieber; man bat ihn daher, sich wieder zu Bett zu legen: denn was er gesehen habe, sey ein Geschöpf seiner Einbildungskraft gewesen. Obgleich Precy durchaus das Gegentheil behaupten, und völlig wach und bei Sinnen gewesen seyn wollte, so ließ man sich doch nicht von dem Glauben einer Täuschung des Mar-

quis abbringen, bis die Post aus Flandern ankam, durch welche Rambouillet's Tod bestätigt wurde. Nicht lange darauf blieb auch Precy in dem bürgerlichen Kriege, der sich wegen des Cardinals Mazarin erhob, in der Schlacht bei St. Anton. (Rochefort, Mémoires etc.)

Es giebt eine Menge Erzählungen, wo der Eine dem Andern wegen eines Versprechens erschienen seyn soll. So soll Michael Mecato dem Marsilius Ficinus erschienen seyn, um diesem Nachricht von dem Zustande in der Ewigkeit zu geben. Eine solche Nachricht aber haben wir nicht nöthig. Wenn der Mensch nach dem Tode fortdauert, so kann es zwischen diesem Leben und dem Zustande nach dem Tode keinen zu großen Sprung geben, und es läßt sich daher mit Recht vermuthen, daß der jenseitige Zustand viel Aehnliches mit dem Zustande in diesem Leben haben werde; denn der Mensch soll nicht allein seine Kräfte vollständig ausbilden, sondern auch heilig werden; da aber die Heiligkeit eine Idee, und also etwas Unendliches ist, so muß es einen starken Kampf zwischen dem Endlichen und Unendlichen geben können, damit der Mensch in der Ausbildung seiner Kräfte, und in der Annäherung an's Ideal der Heiligkeit nicht still stehe, sondern stets fortschreite. Wäre der Zustand

nach dem Tode zu sehr von dem jetzigen verschieden, so wäre es vielleicht auch möglich, daß wir nicht einmal mehr wüßten, ob wir auch dieselbe Person seyen, welches Bewußtseyn doch nothwendig in dem Begriffe der Seelenunsterblichkeit enthalten seyn muß.

Mit Recht sagt ein einsichtsvoller Recensent in Bezug auf die vorhin erwähnte Druckschrift: „Meiner Gattinn Erscheinung ꝛc.", der Verfasser dieses Buchs legt einen großen Werth auf seine sogenannte Thatsache, worin ihm parteilose, von schwärmerischer Vorliebe für außerordentlich scheinende Dinge uneingenommene, Leser wol schwerlich beipflichten möchten. — Er hat nämlich seiner an der Wassersucht verstorbenen, sehr geliebten Ehefrau, in den letzten Monathen ihrer Krankheit, das Versprechen abgefordert, ihm bald nach ihrem Tode, auf eine ihm unzweideutige, zuverlässige und befriedigende Art, zu erscheinen. Dieses Versprechen ist ihm anfänglich geleistet; dann aber wieder zurück genommen; zuletzt aber, seiner Ueberzeugung nach, doch erfüllt worden. — Ungefähr 14 Tage nach ihrem Ableben hat nämlich der Verfasser, ehe er zu Bett gegangen ist, seiner Versicherung nach, bei völliger Windstille, in dem Zimmer, in welchem seine Gattinn verstorben war, ein starkes Brausen vernommen; darauf aber (im Bette

liegend und nachdenkend, also hoffentlich wachend), um halb 1 Uhr, durch einen heftig blasenden Sturmwind, sein Deckbett in Bewegung gerathen sehen. Ja, was noch mehr ist, der eiskalte Wind hat ihm auf den Rücken geblasen; es ist ihm nicht anders gewesen, als ob man das Deckbett ihm mit Gewalt habe entreißen wollen, so, daß er es mit beiden Händen hat festhalten müssen. Alle Fenster sind verschlossen, kein Zugang der Luft ist wahrzunehmen, auch draußen kein Sturmwind zu spüren gewesen. — Auf das unruhige Anfragen: „Hannchen, bist du es?" hat er ein kleines Geräusch, dem ähnlich, was eine Katze macht, vernommen, und es hat silberhell an dem Alkofenfensterchen (wo die Verstorbene bei Lebzeiten schlief,) geklirrt, als ob Jemand mit dem Finger daran schnippte. Bei sorgfältiger Umsicht und genauer Untersuchung ist übrigens Nichts, wodurch dieß hätte veranlaßt werden können, zu entdecken gewesen.

Noch nicht genug! Der hierdurch nicht völlig überzeugte Gelehrte, hat den abgeschiedenen Geist seines Hannchens bestürmt, ihm auf eine unzweifelhaft zuverlässige, wo möglich, handgreifliche Art sich kund zu thun. (Hierin zeigt sich der Muth des Verfassers auf eine wirklich glorreiche Art; denn da sein Hannchen das Erstemal auf den Fittigen des Sturms, und nach Art der

Katzen bei ihm eingesprochen hatte, war die Aufforderung zur handgreiflichen Erscheinung doch etwas bedenklich.) Zwei Nächte darauf, hörte er, in einem andern Zimmer übernachtend, als er sich eben zur Ruhe legen wollte, das Fenster ganz deutlich öffnen, untersuchte Alles, und fand — Niemand. Nach Verlauf gleicher Zeit, als er heiter, aber unberauscht und bei vollem Verstande, aus einer Gesellschaft zurückgekehrt, und gegen halb ein Uhr zu Bett gegangen war, sah er, nach vergeblichem Bemühen, einzuschlafen, das bewußte Fenster sich öffnen, einen schwachen Strahl das Zimmer erhellen, erblickte, mit ruhiger Entschlossenheit, wirklich eine weißliche Figur in Lebensgröße seiner verewigten Gattinn, welche sanft, aber ihm vernehmbar, sagte: „Karl, ich bin unsterblich! einst sehen wir uns wieder!“ —

Unmöglich kann man aus dem Unbestimmten und Schwankenden, was diese ganze, mit den eigenen Worten des Verfassers angeführte, Darstellung auszeichnet, auf die Genauigkeit der Beobachtung selbst einen vortheilhaften Schluß machen. Weit davon entfernt, zu argwöhnen, der Verfasser wolle täuschen, kann man ihn vielmehr selbst für getäuscht halten. Nimmt man alle von ihm selbst berührte Umstände zusammen: seine zärtliche Liebe zu der Verstorbenen; das ihm von derselben vordem gelei-

stete Versprechen, ihm erscheinen zu wollen; das Uebernachten in dem Zimmer, in welchem sie starb, bei der ersten sogenannten Erscheinung; und die Neigung, etwas Aehnliches zu erwarten, die mit einem Freunde darüber gepflognen weitläuftigen Gespräche, so wie besonders das — vielleicht mehr als der Verfasser glaubt — gelungene Bestreben einzuschlafen, bei der zweiten Erscheinung: so darf man, um nichts Außerordentliches bei dem ganzen Vorgange zu finden, seine Zuflucht nicht zu so gewagten und unhaltbaren Hypothesen nehmen, als hier, mit der ermüdendsten Weitschweifigkeit, geschieht. Wir sehen eine, auf einen gewissen abwesenden Gegenstand unablässig gerichtete, Sehnsucht sich der Seele bemächtigen, und zu welchen auffallenden Erscheinungen sie Veranlassung werden könne, ist allen Psychologen bekannt; auch liefern unter andern die von Moritz und Mauchardt herausgegebenen Zeitschriften davon sehr merkwürdige Beispiele. — Daß es diese Bewandtniß mit dem Verfasser gehabt habe, beweiset die nämliche, ganz den vorigen ähnliche, Erscheinung, „die er späterhin, bei der Mittagsruhe nach Tische" gesehen haben will. — Die Bezugnahme auf den anwesenden, durch seine Aufgeschrecktheit natürlich munter gewordnen, Hund ist noch weniger beweisend.

98) Der unerwartete Besuch.

Der Kaiser Napoleon ließ auf einer Reise, am 21. July 1804, Morgens um 6 Uhr, eine Viertelmeile hinter Abbeville, mit einem Mal die Wagen halten, und die Eskorte muß die Schmiede umringen, worin zugleich der Krug ist. Unser schmiedende Krüger, der sich einbildete, daß es das Leben kosten würde, nimmt Reißaus, und versteckt sich bei einem Kohlenbrenner. Nicht dem Muthe der Frau hat man es zuzuschreiben, wenn sie blieb; aber sie mußte wol bleiben, weil man sie fragte, ob sie eine Kuh hätte, und melken wollte. Da sie das bejahete, so machte sie sich freilich wegen des Schreckens, der ihr in alle Glieder gefahren war, etwas links an die Arbeit, brachte doch aber ein silbernes Gefäß, das man aus dem Wagen geholt hatte, voll Milch herbei, die man abkochte, und mit schon fertigem Kaffee mischte. Der Kaiser stieg nun aus, und nahm das Frühstück, vor der Thüre auf einem Tische und einem Feldstuhle, die beide mitgeführt wurden, ein. Nun ließ der Kaiser den Schmied aufsuchen, den man endlich aus seinem Schlupfwinkel herausholte, und vor den Kaiser brachte, vor dem er seine rothe Mütze mit steifem Arme bis an's Ohr abzog. Der Kaiser redete ihn an, dankte ihm für die Herberge, die er bei ihm gefunden

hätte, und ließ ihm 60 blanke Franken auszahlen. Unser Schmied stand wie versteinert da, denn so was war ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen. Den ganzen Tag wurde die Schenke nicht leer, denn Jedermann wollte wissen, was der Kaiser gesagt, und wie er ihn gesehen hätte.

99) Mutterzärtlichkeit.

Eine Dame, die ihren einzigen Sohn, im siebenjährigen schlesischen Kriege, der eben geschlagenen Preußischen Armee nachschicken mußte, war höchst bekümmert darüber. Der Prediger des Orts erinnerte sie tröstend an das Beispiel Abrahams.

„Von einer Mutter — antwortete sie — würde Gott so ein Opfer nicht verlangt haben."

100) Friedrichs, des Einzigen, zweideutige Verwunderung.

Friedrich II. hörte die Hautboisten eines Regiments ungewöhnlich gut spielen, und gab dem

Chef derselben, mit welchem er schon längst unzufrieden war, seine Verwunderung darüber zu erkennen.

„Kein Wunder, Ihro Majestät, (erwiderte der General,) wer mir nicht ordentlich spielt, den laß ich auf einem hölzernen Esel reiten" —

„Sieh, sieh — sagte der König — was der Esel nicht thut!"

101) Hat die Religiosität in unsern Tagen wirklich abgenommen?

Der Verfasser des gehaltreichen „Sendschreibens an den Herrn Grafen von Reventlow" zweifelt an der so uneingeschränkt vorgetragenen Behauptung, daß die Religiosität heut zu Tage im Verfall sey; einer Behauptung, von welcher selbst er erst nachtheilige Folgen für die gute Sache der Religion fürchtet. Er meint, die Klage komme hauptsächlich theils aus dem Munde mancher Geistlichen, deren rechtschaffenen Gesinnungen er Gerechtigkeit widerfahren läßt, die aber doch hier gleichsam als Kläger und Richter in eigener Sache aufträten, und einiger Selbsttäuschung hierin leicht ausgesetzt wären; theils von gewissen Weltleu-

ten, denen wahre Religion etwas Gleichgültiges sey, und nach deren Meinung sie nur dienen solle, um die Menschen in Schranken zu halten; theils von bejahrten, kränklichen und furchtsamen Personen, die den Geist nicht vom Buchstaben unterscheiden können, und welche es schwerlich jemals begreifen würden, daß bei der Abnahme des ehemals weit größern frommen Scheines doch im Grunde noch wol mehr Religiosität vorhanden seyn möge, als sinnlich wahrgenommen werde. Er bedauert herzlich die herrschende Lauigkeit gegen öffentliche und Privat-Erbauung, und ist überzeugt, daß es um die moralisch-religiöse Veredlung unsrer Zeitgenossen weit besser stehen würde, wenn sie sich auch äußerlich und öffentlich mehr mit der Religion beschäftigten; aber dessen ungeachtet glaubt er nicht, daß man hierin eine Verminderung der ehemaligen Religiosität zu erkennen habe, sondern nur ein bedeutendes Hinderniß ihrer zu wünschenden Vergrösserung. „Mag man (sagt unser Verfasser) von der Vorzeit, welche die Religion dem Aeußern nach mit größerer Achtung behandelte, als die Mitwelt, so vortheilhaft denken, als man will; das läßt sich doch schwerlich läugnen, daß der Eifer, womit man ehedem für religiöse Anstalten sich verwandte, nicht selten Aberglauben, und nichts weniger als Anbetung Gottes im Geiste und in der

Wahrheit war. Das Vorurtheil, man könne und müsse Gott vorzüglich in der Kirche dienen, trieb die Menschen einst schaarenweise hinein; ein ähnliches Vorurtheil, nämlich dies, daß man durch fleißigen Kirchenbesuch weder Gott noch sich selbst einen Dienst erweise, hält unsre Zeitgenossen haufenweise aus den Tempeln zurück. Gebessert hat sich hier allerdings nichts; aber wo ist die Verschlimmerung? Die Wahrheit liegt in der Mitte; und diese verkannte man ehedem, wie itzt." Mit wahrhaft apostolischem Eifer erklärt sich dann der edle Verfasser über das, worin seiner Meinung nach die Ursach von jener größern oder geringern oder parziellen Verminderung der Religiosität liegen könne. Er findet sie „in der nur zu lange gangbaren, und noch immer nicht ganz verschwundenen, Ansicht der Religion, als einer bloßen Glückseeligkeitslehre, einer Ansicht, die ihr nothwendig allen Geist, alle Kraft, alle Würde raube, die den Menschen selbstsüchtig mache, und wobei Religion und Staat sich gegenseitig verderben, da dieser jene nur als ein nutzbares Räderwerk behandle; in dem kläglichen, entweder dogmatisch-trocknen oder skeptisch-widerlichen Religions-Unterrichte auf manchen gelehrten Schulen, welcher dem künftigen Beamten kaum so viele Achtung gegen die Religion einflößen könne, als sie schon als Landesreligion zu fordern habe;

habe; in dem zügellosen Luxus, der dem Menschen weder Zeit noch Kraft für die Erhebung zum Uebersinnlichen lasse; in fehlerhaften Einrichtungen, wodurch der Eid vervielfältigt, Neigungen zu Unterschleifen und Uebertretungen nur vermehrt, Ehescheidungen und uneheliche Geburten begünstigt würden; in dem Mangel, der in so vielen Landen den Predigerstand drücke; in der Beschränkung ihrer amtlichen Freiheit, die sie zu kopf- und herzlosen Lesemaschinen mache; in schlechter Besetzung mancher Lehrstellen, und in der elenden Verfassung mancher Volksschulen."

102) Macht des Jugend-Vorurtheils.

In Metz wurden im October 1803 vier Missethäter hingerichtet, von denen Einer gegen den Geistlichen, der ihn zum Tode bereitete, stets den Zweifel geäußert hatte, er werde nicht seelig werden. Der Geistliche suchte ihn indeß durch alle ihm nur zu Gebote stehende Versicherungen zu beruhigen. Als er vor der Guillotine von dem Karren stieg, auf welchem der ihn begleitende Geistliche neben ihm gesessen hatte, drückte er diesem die Hand und sagte ihm ins Ohr: Nun, wenn mir

da droben Gott verzeiht, wie Sie mich dessen versichern; so komme ich diese Nacht, und bringe Ihnen Bescheid. Von der Ankündigung dieses ungebetenen Besuchs bekam der Geistliche einen solchen Schreck, daß er am folgenden Morgen im hitzigen Fieber liegend angetroffen ward. In diesem Fieber behauptete er, der Geköpfte sey wirklich gekommen, und habe ihm erzählt, wie er im Himmel sey empfangen worden. Erst 6 Wochen nachher war der Geistliche wieder außer Lebensgefahr, und noch von dem Arzte verboten, vor der Hand von dieser Geschichte mit ihm zu sprechen.

103) Vier ganz eigene Grabschriften.

a)

Ahrenbergs Grabschrift in Stendal.

In der Marienkirche zu Stendal steht folgende Grabschrift:

„O Leser! bei dem Grabe des sel. Jakob Ahrenberg siehe drei Aehren! dabei gedenke dessen dreifache Aerndte: Er ging zur Aerndtezeit, am 2ten Jul. 1689 zu Berendt, bei Werben, aus dem

Mutterschooße hervor, und wuchs zur vollen Aehre, erfüllt mit Früchten des Geistes. Er neigte sich zu einer Nebenähre, die war Jungfer Anna Sophia Stecherin; vereinigte sich mit ihr, daß sechs Sprößlinge daraus wuchsen, wovon bald drei verwelkten; drei wachsen noch im Segen Gottes. Aber es folgte eine trübe Aerndte, da der knöcherne Mäher diese Aehre abhieb. Doch waren bald die Engel Gottes da und führten sie als Waizen in Gottes Scheune am 11ten Jun. 1732."

b)

Dikow's Grabschrift zu Potsdam.

Im Jahre 1761 ließ der Kaufmann, Herr Dikow, zu Potsdam, vor dem Nauenschen Thore auf dem großen Kirchhofe, seiner verstorbenen Frau ein Monument errichten. Es steht in einer Ecke des Kirchhofs, mit einer Mauer und Gitterthür umgeben. Die ausgeführte originelle Idee ist folgende:

Saturn, in beinahe kolossalischer Größe, steht am Fußende als das Bild der Zeit; eine weibliche Figur, auch in Lebensgröße, sitzt trauernd in der Mitte; ihr überreicht ein Knabe mit allen Attri-

buten des Merkurs, einen versiegelten Brief mit der Addresse:

„A Madame Dikow
née Grünthal

a

Potsdam."

Sie selbst (die weinende Figur) hat schon ein Blatt in der Hand, worauf Folgendes deutlich zu lesen ist:

„Golgatha, am allgemeinen Erlösungstage."

„Auf diesen meinen Sola-Wechselbrief, dessen Valuta ich an Frömmigkeit und ehelicher Treue erhalten, zahlet Dir, sogleich nach Deinem Absterben die ewige Seeligkeit."

c)

Schulzen's Grabschrift zu Salzwedel.

Folgende Grabschrift eines Postofficianten findet man in der Kirche zu Salzwedel:

„Eile nicht, Wandersmann, wie auf der Post! Auch die geschwindeste Post erfordert Verzug im Posthause. Hier ru-

hen die Gebeine Herrn Mathias Schulzen, Königl. Preußl. 25jährigen unterthänigst treu gewesenen Postmeisters zu Salzwedel. Er kam allhier 1655 als ein Fremdling an. Durch die heilige Taufe ward er in die Postcharte zum himmlischen Kanaan eingeschrieben. Darauf reisete er in der Lebenswallfahrt durch Schulen und Akademieen mit löblichem Verzug. Hernach bei angetretenem Postamte und andern Berufssorgen bewies er sorgfältig sein Christenamt; bei vorkommenden Unglücksposten richtete er sich nach dem göttlichen Trostbriefe. Endlich, bei seiner Leibesschwachheit, dem gegebenen Zeichen der angekommenen Todespost, machte er sich fertig. Die Seele reisete am 2ten Juny 1711 hinauf ins Paradies, der Leib hernach in dieses Grab."

„Gedenke, Leser, bei deiner Wallfahrt beständig an die prophetische Todespost, Jesaias 38, 1!"

d)

Blechschmids Grabmal zu Leipzig.

Auf einem Gottesacker zu Leipzig steht ein

niedriger Leichenstein mit folgender Inschrift, ganz in Form eines Wechselbriefes abgefaßt:

Anno 1669 d. 7ten April, in Scheibenberg.

Auf F. A. Blechschmids bestimmten Sterbetag, Anno 1700 d. 21. Oct. gelobe ich, Jesus Christus, Selbstbürge, zu bezahlen diesen meinen Solawechselbrief an denselben, den Werth habe ich selbst verdienet, bin mit seinem Glauben und Leben vergnügt, schenke ihm daher die ewige Seeligkeit aus Gnaden.

Jesus Christus.

104) Dreifache Jubelhochzeit dreier Brüder in Vavincourt.

Folgendes seltene Fest ward im Jahre 1805 zu Vavincourt gefeiert. Drei Brüder, die zusammen 226 Jahr alt und 157 Jahr verheirathet waren, erschienen mit ihren Weibern in der Kirche. Ihre Kinder, ihre Enkel, ihre Urenkel begleiteten sie, eine zahlreiche Verwandtschaft stand um

sie her. Sie ließen sich aufs neue einsegnen. Die obrigkeitlichen Personen waren zugegen, der Geistliche hielt eine dieser seltenen Feierlichkeit angemessene Rede, die ganze Gemeine nahm an der Freude dieser patriarchalischen Familie Theil. Ihre Namen waren folgende: Johann Jillet 80 Jahr, Margaretha Feves 78 Jahr, verheirathet seit 56 Jahr; Peter Jillet 74 Jahr alt, Marie Godfrin 75 Jahr, verheirathet 51 Jahr; Nicolaus Jillet 72 Jahr, Johanne Godfrin 70 Jahr, verheirathet 50 Jahr. —

105) Aurora in der Tabacks-Wolke.

In einem Landstädtchen führte eine herumziehende Schauspielergesellschaft das Schauspiel Aurora auf. Da es mit der Maschinerie und den Decorationen nicht zum Besten bestellt war; so mußten, um die Wolken darzustellen, mit denen Aurora bei ihrem ersten Erscheinen umgeben ist, sechs Reuter von der dort in Garnison liegenden Eskadron unter dem Theater aus allen Kräften Taback rauchen.

106) Die Kupferstecherkunst.

Die Kupferstecherkunst stellt durch Striche und Punkte die Formen, das Licht und den Schatten von Gegenständen in Kupfer dar, welche Darstellungen dann vermittelst des Drucks vervielfältigt werden. Der Kupferstecher verhält sich zu dem Maler, wie ein Uebersetzer zu seinem Autor; so wie es aber unmöglich ist, eine gute Uebersetzung von einem geistvollen Produkte zu liefern, ohne selbst Geist zu haben, und die Kunst der Composition in ihren feinsten Theilen zu verstehen, so wird auch von einem guten Kupferstecher erfordert, daß er in die Geheimnisse der Zeichnenkunst eingeweiht sey, damit er nicht kalte, leere Darstellungen der bloßen Formen, Lichter und Schatten seines Gemäldes liefere, sondern in dem eigenthümlichen Geiste seines Originals Darstellungen mit Geist, in welchem frei und leicht der Charakter der Gegenstände aufgefaßt, das rauhe, glänzende oder matte Gewand derselben wieder gegeben und zugleich die eigenthümliche Farbe derselben angedeutet wird. Bedenkt man, daß der Kupferstecher zu diesem allen kein Mittel hat, als Punkte und Striche, so wird man gewiß keinen Augenblick anstehen, dem Talente eines guten Kupferstechers die ehrenvolle

Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dasselbe verdient. Es ist zu gleicher Zeit sonderbar und zu bedauern, daß die Griechen gar nicht auf den Kupferstich fielen, da sie doch die Kunst, in Edelsteine zu schneiden, kannten, auch sogar Siegel hatten, die sie in Wachs abdrückten; wir würden dadurch mehrere Meisterstücke der Malerei von den größten Künstlern des Alterthums aufbewahrt erhalten haben. Diese Kunst wurde in Europa erst in der zweiten Hälfte des 15 Jahrhunderts erfunden; die Chinesen sollen dieselbe schon lange vorher gekannt haben. Unter den europäischen Völkern streiten die Deutschen, die Italiener und die Holländer um die Erfindung; jedoch scheint bis jetzt die Sache für die Deutschen entschieden zu seyn. Der erste namhafte Kupferstecher war ein Deutscher, Martin Schön (gestorben ums Jahr 1486); man hat noch viele Blätter von ihm. Auch sind noch eine Menge Blätter da, welche zwar ohne Jahrzahl und Namen sind, aber doch älter, als Schöns Blätter, zu seyn scheinen. Die Kupferstecherkunst entwickelte sich unstreitig aus dem Formschneiden; und die ersten Abdrücke sind wahrscheinlich von Arbeiten der Goldschmiede und Silberstecher gemacht worden. Von eigentlichen Kupferstichen ist die Arbeit mit dem Grabstichel die älteste; die andern Methoden oder Manieren

der Kupferstecherkunst sind erst nachher erfunden worden. Folgendes sind die vorzüglichsten dieser Manieren, und zwar in der Ordnung, wie sie nach und nach aufgekommen sind, wobei wir jedoch bemerken müssen, daß man oft mehrere dieser Manieren mit einander zu verbinden pflegt.

1. Das Kupferstechen mit dem Grabstichel, oder die Kupferstecherkunst im engern Sinne des Worts. Man zeichnet die Umrisse und Formen seines Stoffs mit einer spitzen Nadel, welche die kalte Nadel genannt wird, in das Kupfer, und schneidet nachher vermittelst des Stichels mehr oder weniger große und tiefe Furchen, welche Furchen Taillen oder Schraffirungen genannt werden. Diese Manier ist der größten Nettigkeit und Präcision fähig, auch ist sie die schwerste unter allen. So wie aber alle mittelmäßige Arbeit hierin sehr unangenehm ausfällt, so ist auch die zu genaue Regelmäßigkeit und Schärfe des Strichs in derselben nicht für alle Dinge in der Natur passend. Bause, Bloemaret, Edelink, Sharp, Wille u. a. sind als vorzügliche Meister in derselben bekannt.

2. Das Aetzen oder Radiren. Diese Manier kam nach der eben beschriebenen auf. Man überzieht die Kupferplatte mit dem sogenannten

Radirgrunde, welcher in einem gewissen Firniß besteht, und den man am besten mit Wachsruß anlaufen läßt; dieser Grund wird nach der darzustellenden Zeichnung mit der Radirnadel bis auf das Kupfer aufgerissen, auch wol etwas in das Kupfer hineingeritzt; hierauf zieht man rings um die Kupfertafel herum einen Rand von Wachs und gießt Scheidewasser darauf, welches in die vom Aetzgrunde entblößten Stellen eindringt, dieselben vertieft und so die Figuren im Kupfer darstellt. Außer dem Talente der Zeichnung wird zu dieser Manier vorzüglich die Kenntniß, mit dem Scheidewasser (welches Diderot sehr glücklich das Entzücken und die Verzweiflung des Künstlers nennt) wohl umzugehen erfordert. Uebrigens kann den geätzten Platten durch den Grabstichel (welcher sehr bald mit der Radirnadel vereinigt wurde) die gehörige Vollendung in Rücksicht auf Reinheit und Kraft gegeben werden. Die Aetz- oder Radirmanier ist die bequemste Art, auf Kupferplatten zu zeichnen. In Rücksicht auf ihre Wirkung macht sie zwar weniger Effect, als andre Manieren, ist aber doch für alles, wo es auf treffende Darstellung des Sujets, auf richtige Zeichnung der Formen und auf Ausdruck der Charaktere ankommt, beinahe ganz hinreichend, dem wahren Kenner das Wesentliche zu geben; besonders

kann in Landschaften überhaupt und in allen ihren Hauptbestandtheilen zu einem hohen Grade von Ausführung geätzt werden. Ohne sich eigentlich mit der Kupferstecherkunst zu beschäftigen, haben mehrere große Maler ihre Werke radirt, und diese Arbeiten werden vorzüglich hoch geschätzt. Stephan della Bella, Callot di Carrache, Daniel Chodowiecki, le Clerc, Cochin, Albrecht Dürer, den man für den Erfinder der Aetzkunst hält, welches jedoch nicht so ausgemacht ist, als daß er die Kunst sehr vervollkommnet hat, Geyser, Hogarth, Meil, Matthias Merian, Rembrandt, Salvator Rosa u. a. sind diejenigen Künstler, deren radirte Arbeiten am höchsten geschätzt werden.

3. Die Punktirmanier mit dem Hammer und mit dem Roulet. Da die Kupferstecherkunst von den Goldschmieden ausging, so ist zwar der Hammer der Goldschmiede gleich Anfangs dabei gebraucht worden; allein, es war vorzüglich im 16. Jahrhunderte, daß die gehämmerte Arbeit aufkam, wo man mit einem Spitzhammer feine Punkte in die Platte schlug, und so die Figuren herausbrachte, dabei aber gewöhnlich zugleich mit dem Grabstichel nachhalf. Im engern Sinne des Worts heißt jedoch gegenwärtig punktirte Manier diejenige Vervollkommnung derselben, an welcher Bartolozzi

in England, wo nicht den ersten, doch den vorzüglichsten Antheil hat. Sie ist eine Zusammensetzung von Punkten und Schraffirungen, in welcher aber die Punkte der herrschende Theil, und gewöhnlich in dem Fleischigen und den Gründen angebracht sind. Man kann sich dazu des Scheidewassers bedienen oder nicht. Diese Manier ist, wie der Grabstichel, mühsam und langwierig, giebt weniger Bestimmtheit als dieser, aber mehr Sanftheit. Mit Bartolozzi zugleich, und nach ihm, haben Burke, Collyer, der unglückliche Ryland u. a., und unter den Deutschen Daniel Berger, C. Feller, G. F. Schmidt u. a. in dieser Manier gearbeitet. Uebrigens sind in dieser Manier auch rothe und bunte Abdrücke vorhanden.

Wahrscheinlich ist die eben erwähnte punktirte Manier, die sich vorzugsweise in den Händen der Englischen Künstler befindet, aus der so genannten Crayon-Manier entstanden, welche auch zur Punktir-Manier gehört, mit dem Roulet und andern Werkzeugen gearbeitet wird, und Handrisse von schwarzer und rother Kreide nachahmt. Sie wurde in der Mitte des 18ten Jahrhunderts von François erfunden, und von Desmarteaux zur Vollkommenheit gebracht. Sie ist vorzüglich geschickt, angehenden Künstlern Muster zum Copiren zu liefern; denn derjenige, der nach

Kupferstichen zeichnet, gewöhnt sich an eine harte und steife Manier.

4. Die schwarze Kunst, oder die Schabe-Manier, von den Engländern, wiewol nicht ganz richtig, auch Mezzotinto genannt; eine Manier, deren Erfindung ungefähr in das Jahr 1643 fällt, und dem berühmten Pfälzischen Prinzen Rupert, der in England lebte, zugeschrieben wird, die aber erst in unsern Tagen in England ihre wahre Vollkommenheit erlangt hat, und daher auch die Englische Manier genannt zu werden pflegt. Die schwarze Kunst ist von der Manier mit dem Grabstichel und der Radirnadel gänzlich verschieden. Die Kupferplatte wird bei der schwarzen Kunst so bearbeitet, das sie ganz rauh und kraus wird, so daß sie abgedruckt einen durchaus schwarzen Abdruck geben würde. Auf diesen Grund wird nun die Zeichnung gemacht, und derselbe nach Verhältniß des Lichts, das man über sein Blatt verbreiten will, nach und nach hinweggeschabt. Anstatt daß man also in jenen beiden genannten Manieren von dem Lichte zum Schatten übergeht, indem man seiner Platte nach und nach Farbe und Wirkung giebt, geht man in der schwarzen Kunst im Gegentheil von den Schatten zu den Lichtern über. — Bei der schwarzen Kunst findet eine sehr feine und geschwinde Behandlung statt; die Weichheit, die sie in die

Arbeit bringt, ist für viele Gegenstände zweckmäßig, für andre hingegen weniger gut, und das dominirende Schwarz (daher der Name „schwarze Kunst") dieser Manier macht sie für alles, was für auffallenden Effect des Lichts gearbeitet ist, sehr brauchbar. Wo aber Schönheit und Bestimmtheit der Umrisse, und Klarheit der Farbengebung das vorzüglichste Verdienst ausmachen, da wird sie das nicht leisten, was man wünschen kann. Die berühmtesten Meister in der schwarzen Kunst sind Englische Künstler, vorzüglich Burke, Collyer, Dixon, die beiden Green, Jones, Polland, Watson u. a.

5. Die Tuschmanier oder Aquatinta, welche getuschte Handrisse in Kupfer nachahmt. Diese Manier scheint in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Verschiednen zugleich auf verschiedne Art erfunden worden zu seyn. Le Prince vervollkommnete sie ums Jahr 1770, und sie erhielt seinen Namen; er bediente sich weder des Grabstichels noch der Radirnadel, sondern bloß einer Beitze, die er, vermittelst des Pinsels, auf die Kupferplatte trug, und deren Geheimniß er seiner Nichte hinterließ. Durch den Engländer Paul Sandby wurde diese Manier noch weiter gebracht; und sie erhielt den Namen gewaschene Manier, Aquatinta. Diese Manier ist ganz dazu gemacht, Zeichnungen

mit dem Pinsel in Tusch, Bistre, Sepia u. dgl. recht glücklich nachzuahmen, besonders wo der Effect eigentlich durch Hauptmassen, und folglich mit wenigen Tönen hervorgebracht werden soll. Neben Sandby, welcher in dieser Manier unerreichbar ist, haben sich der Maler Barry, der Kupferstecher Jukes, die Geschwister Green u. a. mit gutem Erfolge darin versucht.

Was die bunten Kupfer betrifft, welche, wiewol nicht zum Vortheil der ächten Kunst, in England so sehr Mode geworden sind, so muß man illuminirte Kupfer von bunten Abdrücken unterscheiden, welche letztere theils mit mehr als einer Platte theils mit einer einzigen gemacht werden. Bunte Abdrücke mit mehr als einer Platte wurden schon im 17ten Jahrhunderte, besonders zu Anfange des 18ten von Le Blond versucht; seit ein Paar Jahrzehend aber hat man beschäftigt, vorzüglich in England sich mit bunten Abdrücken, unter denen die mit einer Platte die besten aber auch die theuersten sind.

Ende des zweiten Theils.